OMNIBUS.
Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.
enthält außer zwei spannenden
Romanen
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Lesestoff,
Novelletten,
Humoresken, Satyren
Gedichte,
Vermischtes, Miscellen &c.
—0—
Bedingungen:
Preis per Post:
$3.00 per Jahr.

Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil, für jedesmalige Insertion $1.00
Ein Square per Jahr ....
..................$20.00
—0—
Nach Deutschland
versenden wir den Omnibus, wobei wir die ganze Frankirung besorgen:

1 Jahr	$5.00
6 Monate	2.50
3 Monate	1.25
Einzelne Nummern	—.10

—0—
Wer seinen Freunden oder Verwandten in Europa ein stets willkommenes Geschenk machen und sich in freundlichem Andenken bei ihnen erhalten will, wende die genannte geringe Summe daran, und sende ihnen den Omnibus.
—0—
Man adressire gefälligst:
W. Krippenstapel,
Louisville, Ky.

Jahrgang 5. Nummer 15.

OMNIBUS.

Jetzt gerben sich die Herrn Franzosen
Abwechselnd ihre rothen Hosen.
LOUISVILLE OMNIBUS.
WILLIAMS—ENG. CIN. O.

Der Unterhaltung, dem Witz und Humor gewidmet.

Louisville, Ky., Sonntag, den 9. April 1871.

Unglücklicher Zufall.

Ich ging wohl hundert Male
Die Straße ein und aus,
Ich stand bei Sturm und Regen
Vor meiner Liebsten Haus.

Bei Sturm und kaltem Regen
Stand ich vergeblich dort,
Denn die gestrenge Mutter,
Die ließ sie ja nicht fort.

Ich selber hab' dem Regen,
Ich hab' dem Sturm getrutzt,
Nur meine neuen Stiefel,
Die sind ganz abgenutzt.

Und heute, da ich lässig
An meinem Fenster steh',
Trifft sich's, daß ich mein Liebchen
Vorüber gehen seh'.

Sie nickt und winkt verstohlen,
Sie sieht mich zärtlich an,
Und ich, ich kann's nicht sagen,
Daß ich nicht kommen kann.

Ich kann's ihr ja nicht sagen,
Dem wunderholden Kind,
Daß meine einz'gen Stiefel
Heut' g'rad beim Schuster sind.

Meiningen. In Pößneck bei der Friedens-Illumination prangte vor dem Hause des Böttchers Schmidt folgendes Transparent:

Daß Kaiser Wilhelm Böttcher ist,
Beweise ich zu jeder Frist:
Er legte mit geschickter Hand
Den schönsten Reif um's Vaterland.

Tübingen. Die „Tübinger Chronik" enthält folgendes „Eingesendet:"

Wozu unnütz Licht verschmelzen
Bei der Illumination?
Unsere Krieger auf den Stelzen
Haben wahrlich nichts davon.
Gebt das Geld den tapfern Brüdern,
Aber nicht den Seifensiedern.

Frage. Was würden Sie thun, Herr Candidat, wenn Sie ein Vermögen von 10,000 Thaler oder mehr hätten und nach Californien machen wollten; in welcher Weise würden Sie Ihr Geld am besten anzulegen glauben?"

Candidat. Herr Professor, wenn ich 10,000 Thaler im Vermögen hätte, so würde ich überhaupt gar nicht nach Californien gehen."

Frage. Aber gesetzt den Fall, daß Sie doch nach Amerika gingen?

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nicht nach Californien gehe, und bitte mir eine andere Frage aus."

Der wohlerzogene Engländer. Ein ächter Engländer darf nie seinen Gleichmuth verlieren, vorzüglich aber von der Geringschätzung nie abweichen, die er seinen Untergebenen zeigt. So wurde vor Kurzem Lady...... bei einer Ueberfahrt nach Schottland von einem heftigen Sturme überfallen; ihr Haushofmeister klopfte an die Thür ihrer Cajüte und sagte: Mylady, ich glaube Sie benachrichtigen zu müssen, daß wir in großer Gefahr sind, zu ertrinken. „Naseweiser Mensch"—erwiderte die aristokratische Dame—„was braucht Er mir das vorzuschwatzen, das ist die Sache des Capitäns."

Ein Ehemann verkroch sich vor seiner bösen Frau unter den Tisch. Als Jemand sich wunderte, ihn da zu finden, rief er zornig:

„Ich bin Hausherr, und kann sitzen wo ich will."

Wenn einer etwas ausfindet, und das Ausgefundene mit nimmt, so sollte er ausfinden, daß er das Ausgefundene besser dahin zurückbringt, wo das Ausgefundene zu Haus ist, und es wieder ausgefunden werden kann.

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unser Spezial-Cabel.)

Louisville, 6. April. Die Polizei hat noch immer nicht die sechs Matratzen entdecken können, welche die Tavernbesitzer sich zu leihen pflegen, wenn die Lizens erneuert werden soll.

Schüssel-Hurst. Louis Napoleon ist hier angekommen. Da er plötzlich aus seiner Carrière gerissen, so weiß er in diesem Augenblick noch nicht, was er mit sich anfangen soll. Nur so viel weiß man bestimmt, daß ihm das Stillsitzen auf Wilhelmshöhe gründlich verleidet wurde.

Paris. Die Damen der halben Welt beabsichtigen, eine Petition an Louis Napoleon zu schicken, worin er eingeladen wird, wieder nach Paris zu kommen. Sie behaupten, ohne Louis nicht fertig werden zu können.

Der neue spanische König soll heftig am Magendrücken leiden. Die neuesten Nachrichten melden, daß ihm blos der Hals juckt.

Victor Emanuel soll den Beinamen: „Der Friedfertige" erhalten, weil er Rom mit Italien vereinigte, ohne einen Schwerdtstreich gethan zu haben.

Die Ex-Königin von Spanien, Isabella, hat wieder um 6 Pfund zugenommen, während ihre Freundin Eugenie immer mehr im Abnehmen begriffen ist.

Anzeigen des Omnibus.

Für einen jungen Mann, Namens Lulu, der eine sorgfältige Erziehung genossen, und in der letztern Zeit eine Stelle als Kugeljunge eingenommen, wird ein seinen Kenntnissen angemessener Platz gesucht.

Für den Ku-Klux-Orden wird ein Anführer, der Erfahrung im Geschäft hat, gesucht: Man adressire: „Louisville Eenzige."

Verlangt wird: Ein Mechaniker, der eine rostig gewordene und altersschwache Guillotine wieder in Stand setzen kann. Nachzufragen bei Flourens u. A., Paris.

Der Arzt und der Steinmetz.

„Sie sind halt ein feiner Spekulant, Herr Nachbar!—machen gar, wie ich sehe, die Grabsteine und Monumente für Ihre Kunden, noch ehe sie gestorben sind, schon vorräthig?—Nur schade, daß Sie nicht auch sogleich deren Namen beisetzen können,—denn die müssen Sie halt doch, so intelligent Sie sonst sind, vorderhand auslassen!"

„Nicht immer, Herr Doktor! — Z. B. bei denjenigen, die Sie in Behandlung haben, setze ich gleich die Namen bei."

Trost. „Herr Kranzler, helfen Sie mir doch mit einer Kleinigkeit, ich bin so arm und hab' heut' noch nichts gegessen — überall hab' ich es schon versucht, aber vergebens, die Wohlthätigkeit ist eine Lotterie — ich habe überall Nieten gezogen. Doch jetzt geb' ich mich der Hoffnung hin—"

„Soll das eine Anspielung auf mein Lotteriespielen sein?"

„O nein, o nein, im Gegentheil, Sie gewinnen noch ganz gewiß!"

„Das läßt sich hören—hier haben Sie einen Lotteriezettel, heut acht Tage ist Ziehung. Wenn Sie gewinnen, haben Sie ein Ambo zu neun Gulden!"

„Aber heute — heute — ich kann mich doch nicht mit der Hoffnung speisen?"

„Warum denn nicht? Ich speise mich schon zehn Jahren mit Hoffnung, Sie werden also wohl acht Tage aushalten können?!"

Welche ist Ihre liebste Lectüre? wurde Jemand gefragt.—„Les' ich am liebsten Speiszettel", war die Antwort.



Fritze: Na, den amerikanischen Waschbär is die Jeschichte in Paris och zu dolle jeworden, er hat vor seine Freunde endlich och auskneifen müssen.

Johann: Det kann ick aber nich kapiren. Er is doch sonst immer mit's Anerkennen jleich bei der Hand; hat er denn det rothe Jesindel nich anerkannt?

Fritze: Nee, noch nich; erst muß er selbst in Sicherheit sin, un dann thut er's per Distanz, mit 'n Telejraphen.

Johann: Als Kabeljunge?

Fritze: Jawoll; dumm jenug is er dazu!

Fritze: Es jeht aber schaurig zu ins jroße Welttheater im alten Europa!

Johann: Nanu, manchmal och lustig! Sieh mal, erst hat Er, Sie un Es det Lustspiel „Die Reise uf jemeinschaftliche Kosten" ufjeführt; un spielt er in Chiselwurst den „Glücklichen Familienvater" und wie lange wird's dauern, so spielt er in's Pariser Theater wieder uf alljemeines Verlangen zum zweeten Male: „Der Neffe als Onkel!"

Fritze: Is des europäische Theater och 'ne Aktienjesellschaft?

Johann: Natürlich; Lehmann is Director; Bismarck Regisseur un Moltke artistischer Direktor.

Regeln für Ehefraun.

Dein Wille, Weibchen, merk' es fein,
Muß stets des Mannes Wille sein.
Sprich nicht: Wir Weiber sind zu schwach!
Der Schwäch're gibt am leicht'sten nach.
Hat's Männchen oft den Kopf zu voll,
Mach' ihn durch Widerstand nicht toll!
Geh' ihm liebkosend um den Bart,
Nur schmeichle nicht nach Katzenart.
Ein Händedruck, ein Kuß, ein Blick,
Bringt frohe Stunden oft zurück.
Dein Zimmer, Putz und ganzes Haus
Seh' allzeit nett und reinlich aus.
Dein schönster Schmuck sei Sittsamkeit,
Dein größter Ruhm Wirthschaftlichkeit.

Regeln für Ehemänner.

Ein gutes Weib, dies merke fein,
Will mit Vernunft behandelt sein.
Ihr biegsam Herz mißbrauche nicht,
Weil schwaches Werkzeug leicht zerbricht.
Sanft sei dein Will' und Dein Gebot;
Der Mann ist Herr, doch nicht Despot.
Macht irgend was den Kopf dir kraus
So laß es nicht am Weibchen aus.
Verlang nicht Alles zu genau,
Du fehlst, warum nicht auch die Frau?
Wenns Weibchen dich um Geld anspricht,
Und sie bedarfs, so knurre nicht!
Im Aufwand schränke dich zwar ein,
Doch mußt du auch kein Knauser sein.
Geh' nicht zum Trunk und Spielen aus,
Hast Zeitvertreib genug zu Haus.
Für Weib und Kind leg' was zurück,
Sorg auch im Tode für ihr Glück.

Nicht mehr als billig. Ein amerikanischer Fuhrmann überholte einen anderen auf der Straße.

„Heda!" fragte der erstere, „was fährst du auf deinem Wägelchen?"

„Kränter und Arzneimittel," war die Antwort.

„Gut," sagte der erste, „dann kannst du immer vorangehen, ich habe Leichensteine."

Ein Toast, Kaiser Wilhelm an seinem 74. Geburtstage, am 22. März d. J., dargebracht, hat, ob der Schönheit und Kraft seiner Strophen, allgemeine Bewunderung und Begeisterung hervorgerufen. Der anonyme Verfasser desselben wurde in den Abendblättern vom 22. März ersucht, in der Resource des Garde-Corps sich einzufinden und an dem gemeinsamen Mahl und der Feier des Tages in Person sich zu betheiligen. Statt dessen überbrachte der Postbote ein Dankschreiben des Verfassers, worin derselbe um Entschuldigung wegen Nichtentsprechens des an ihn gestellten Verlangens bittet, weil er es vorziehe in stiller Zurückgezogenheit den allgemeinen Freudentag zu verleben, ihn vielmehr dem Andenken auf dem Schlachtfelde gefallener Lieben zu widmen und unerkannt zu bleiben. Wir verdanken Gedicht und diese Mittheilung einer uns befreundeten geschätzten Persönlichkeit in Berlin, deren amtliche Stellung sie oft mit dem Hofe des deutschen Kaisers in Berührung bringt.

Toast.

Wie glänzt der Tisch in festlichem Gepränge!
Das Lied erschallt—das Echo hallt—
Das Herzblut wallt—der Propfen knallt
Und vom Orchester strömen lust'ge Klänge.
Wer sagt noch, daß das Herz ihm schwer und enge?

Wer sagt's—wer wagt's? Hurrah! die Augen blinken!
Reicht ihm das Glas mit seinem gold'nen Winken,
Und laßt's ihn aus bis auf den Boden trinken!

Kennt ihr das Bild dort mit dem Lorbeerkranze?
— Ihm gilt das Mahl — klingt der Pokal —
Und allzumal die Lust im Saal —
Wer beugt sich nicht vor seinem hohen Glanze?
Wer schlägt für ihn sein Blut nicht in die Schanze?

Wer sagt's—wer wagt's? Hurrah! Auf von den Sitzen!
Und füllt die Becher mit den gold'nen Blitzen!
Gebt das Signal den donnernden Geschützen!

Gott grüß Dich, Vaterland, Du uns're Wiege!
Das Auge glüht — die Seele sprüht—
Das Herz durchzieht ein heilig Lied —
Gott schütze Dich im Frieden und im Kriege!
Wer schmäht Dich, Deinen Ruhm und Deine Siege?
Wer sagt's—wer wagt's? Hurrah! die Hand zum Stahle!
Und füllt mit schäum'gem Regen die Pokale!
Hoch lebe Deutschland, hoch im Siegesstrahle!

Und wenn Du rufst mit feierlichem Mahnen
Vom Memelstrand—bis hier in's Land—
Ein einz'ges Band — ne' ein'ge Hand—
So stehn wir auf, werth unsrer tapfern Ahnen.
Wem ist das Blut zu lieb für Deine Fahnen?
Wer sagt's—wer wagt's? Hurrah! Tod sei der Schande!
Und laßt die Gläser schäumen bis zum Rande!
Treu unserm Kaiser und dem Vaterlande!
Ja treu! das ist der Wahlspruch unsrer Seelen!
Vom Feind bedroht — vom Brand umloht —
In Sturm und Noth—bis in den Tod—
Soll Fürst und Land auf seine Söhne zählen!
Wer zweifelt an dem Schwur von Männerseelen?
Wer sagt's—wer wagt's? Wer will uns drob verdammen?
Reicht mir den Becher mit den goldnen Flammen —
Wir bleiben treu, und bräch' die Welt zusammen!

Jung gefreit. Die Griechinnen sind mit dem 10ten Jahre heirathsfähig; ein englischer Reisender berichtet von einer 24 jährigen Großmutter.

Bei der Kopulation eines Schusters, der 6 Weiber gehabt, und sich mit der 7ten trauen ließ, wählte der Geistliche zur Traurede folgenden Text: „Aus 6 Trübsalen hat Dich der Herr errettet und in dem 7ten wolle Dich kein Unfall treffen".

Ein einfältiger Diener sollte seinem Herrn des Abends im Finstern Etwas aus einem Zimmer holen; die Stube stand ganz offen, ohne daß der Diener es wußte. Um nicht mit dem Gesichte gegen die Wand zu stoßen, hielt er beide Arme ausgestreckt vor sich hin. Unglücklicherweise ging er gerade auf die offenstehende Thür los, so daß sie zwischen seinen ausgestreckten Armen mit der Kante durchging, und er sich tüchtig an die Nase stieß. „Alle Wetter!" rief er vor Schmerz aus, hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß die verfluchte Nase länger wäre, als meine Arme!"

Eine junge Frau, die ihren Mann zum ersten Male betrunken sah, schickte, ohne den Zustand ihres Gatten zu kennen, zum Arzte. Dieser kam und sagte sogleich: „Hier kann ich nichts thun; schicken Sie schnell zum Prediger!" In voller Verzweiflung that dies die Frau, und der Prediger kam. Dieser flüsterte dem Arzte zu: „Ich dächte, er wäre betrunken?"—Ei!" entgegnete der Arzt, „das weiß ich so gut, wie Sie. Ich wollte aber hier nicht allein der Narr sein, der sich um Nichts bemühen muß; und auf jeden Fall können Sie, wenn die Nüchternheit zurückkehrt, hier mehr thun, als ich."

Ein gemüthlicher alter Herr ward von einem zelotischen Methodistenprediger angesprochen, der ihn ernst versicherte, daß er niemals in den Himmel eingehen könne, wenn er nicht wiedergeboren würde. „Ich selbst," setzte er mit einem frommen Blicke gen Himmel hinzu, „habe die glückselige Umwandlung bestanden und fühle keine Aengsten mehr."

„So sind Sie also in der That wiedergeboren?" frug der Andere sinnend.

„Ja, durch die Gnade Gottes."

„Nun, wissen Sie was," hub Jener an, indem er ihn aufmerksam anschaute, „ich glaube, es könnte Ihnen nichts schaden, junger Mann, wenn Sie das Manöver noch einmal durchmachten."

Gerechtes Schicksal. Ein Deutscher hatte sich in Philadelphia ein Vermögen durch Milchverkauf erworben. Mit zwei Beuteln voll Goldstücke trat er den Weg nach seiner Heimath wieder an und am Bord des Schiffes zählte er den einen Beutel seines Schatzes noch einmal durch. Ein heilloser Affe sah ihm dabei zu. Kaum war der Inhalt des Beutels gezählt und wieder zugebunden, als der Affe unverhofft hinzusprang, den Beutel dem Manne aus der Hand riß und im Augenblick auch schon auf der Mastspitze damit war. Er öffnete dort oben den Beutel des Milchmannes, beäugelte das schöne Geld und warf dann abwechselnd ein Stück aufs Deck, eines ins Wasser. Als er damit fertig war, rief der Beraubte, der müßig dem Spiel mit zusehen mußte: Das muß der Teufel selber sein, denn was vom Wasser kam, giebt er dem Wasser und was von der Milch ist, giebt er mir wieder.

Ein untergegangenes Volk.

Geschichtlich.

Die düstre Stirn in die Hand gestützt saß der Bannerherr Jean de Bethencourt vor dem vollen Becher und blickte mit funkelnden Auge hinaus durch die enge Oeffnung, die spaltenartig die gewaltige Mauer des kleinen Gemachs durchbrach. Ihm gegenüber am runden Steintisch hatte sein Burgpfaff behaglich Platz gefaßt und las dem unwirrschen Ritter aus einer alten Chronik vor, ohne jedoch den vor ihm aufgepflanzten Steinkrug zu versäumen. Allein, ob auch sein mächtiger Baß wie fernes Donnergrollen vom Steingewölbe rückpralte—der Herr schien wenig davon zu vernehmen. Wilde Gewaltthätigkeiten jeder Art, die bis zu offener Widersetzlichkeit gegen die königliche Macht gingen, hatten Ludwig XI., welcher dergleichen schwer aufnahm und oft vernichtend rügte, bitter erzürnt. Vorderhand hatte er den unruhigen Baron in seinen Burgfrieden gebannt und ihm bei der ungnädigen Entlassung höchst bedeutsam die Menge von Galgen gezeigt, welche die königliche Residenz Plessis le Tour umgaben, und an deren mehreren die Leichen von Edelleuten schaurig schwankten. „Nicht wahr, Gevatter," hatte er den unheimlichen Tristan scherzend gefragt, „es gibt schon noch Platz?"—und das lachende „Freilich, jede Stunde!" der Antwort hatte dem tollkühnen Stegreifritter ein Frösteln über den ungebeugten Nacken gejagt, welches noch zur Stunde nicht vergehen wollte.— —

„„Und da sie vor die Säulen des Herkules gekommen waren,"" las der Mönch" „„erfaßte ihr Schifflein eine gewaltige, Windsbraut, so man heißet Nordost. Die trieb sie hinaus in das Meer Orkeanos, das der Erde Scheibe umfließt. So fuhren Sie hin auf Gottes Gnade und hielten mit Mühe die Barke vor dem Wind, daß sie nicht umstürzte; da sahen sie nach zweien Tagen mehrere Insuln mit hohen rauchenden Bergen, da kamen sie vor Anker. Und sie traten an ein lieblich grünes Ufer, voll Bäume mit Goldäpfeln, voll frischer Quellen und duftiger Blumen; da lebten harmlose, fromme Menschen, die ihnen freundlich zur Hand gingen. Bald blies der Wind aus Abend, und nach wenig Tagen thaten sie rückfahrend an, die Küste des Landes Portugallia, als wo der Führer des Schiffes verstarb in einem Kloster, dessen Prior er sein Abenteuer berichtete. Der Prior aber erkannte, daß dies die Inseln seien der Glückseligen, so man glaubt, sie seien Reste der alten Atlantis, die versank im Meer, nach Gottes Rath, und die die Griechen nannten Junoias, oder Nivaria, Ombrius, Canaria und Capraria, welche vorlängst verschollen—""

So weit war Pater Godefroy gekommen, als sein Gebieter heftig aufsprang und zur engen Thür gebückt hinausstürmte. Er hatte bemerkt, daß ein Ritter aus dem nahen Walde hervor gegen seine Burg flüchtete, verfolgt von Sechsen, und schloß nun richtig, daß der Fliehende einer seiner Sinnesgenossen sei, dem die Jäger des Königs auf die Fährte gekommen. Sein Roß hatte eben den Kegel des Burgfelsens erreicht, doch ob auch der Reiter die Sporen ihm unbarmherzig in die Flanken stieß—nah und näher kamen die Feinde, jubelnd des sichern Fanges; voran der verhaßte Forstmeister Guy de Brelosse, mit gezogenem Jagdmesser.

„Die Brücke herunter, schnell!" donnerte der Burgherr. „Brelosse, du bist in meinem Bann; wahre den Kopf, heilloser Hatzhund! Hieher, Gasifer!"—

Eben stürzte das überjagte Roß des Angerufenen und der königliche Forstmeister hob zum Streiche den Arm, als ein Armbrustbolzen ihm an die Schläfe zischte; mit lautem Aufschrei stürzte er über den Hals seines Pferdes, und erschrocken prallten seine Begleiter zurück.

Ha, Saint Christophe de Bethencourt!" brüllte der Schloßherr, mit geschwungener Streitart über die Brücke stürmend, ehe sie noch festlag—ihm nach drängten seine Knechte. Ein Jäger, der den Gestürzten nicht lassen wollte, fiel mit gespaltenem Haupt neben ihm ins Gras, und eilig flohen die Andern.

Mit hallendem Siegrufen ward Gadifer de Saille in's Schloß geführt, die Leichen der Jäger aber über den Felsen hinabgestürzt. Der Freund und Nachbar Bethencourt's hatte, der stachelnden Begier folgend, wieder einmal im königlichen Forst gejagt und war neben dem erlegten Hirsche von den Jagdbeamten ertappt. „Und das Wild lasse ich nicht!" betheuerte er mit hohem Schwur; „Jean, gieb mir ein Pferd! Wer hat den Muth, mich zu begleiten?"

„So viel", höhnte Bethencourt, „treibt mein Burgpfaff auf. Bis die Jäger ihre Berichte machen, könnten wir eine tüchtige Hetze halten, daß wir Wildpret haben, wenn sie die Burg nun einschließen und berennen. Denn ich sehe es im Geiste, wie der alte blutige Ludwig, mit seinem stechenden Grimmlächeln, die schottischen Soldknechte beordert, uns zu fangen und unsere Burgen in Besitz zu nehmen, mit einem Gebet, das Unsereins für Lästerung halten würde."

„Der deutsche Maximilian soll ihm in voriger Woche bei Guinegate eine derbe Lection gegeben haben", tröstete sich Herr de Saille—„er hat keine Söldner für uns übrig: die kosten Geld."

„Das zahlen unsre Burgen zehnfach", sprach Bethencourt bedenklich, „wenn er uns seinem Gevatter überweist—er ist einmal der Stärkere—bei St. Christoph! —wenn ich an seine Galgen denke, an denen bessere Leute, als irgend ein Valois, hingen, so schauert mir die Haut!"

„Wenn Pater Godefroy", rieth Gadifer, „nach Plessis le Tour abginge, so ließe sich vielleicht die Sache in milderem Lichte darstellen und mit einem Stück Geld abmachen; er braucht gerade viel!"

„Ihr vergeßt, Herr Ritter", kopfschüttelte der Geistliche, „daß ich es war, der die Armbrust auf den Herrn von Brelosse abdrückte. Ich hänge so ungern, wie Einer von Euch!"

„Wenn man nur etwas Gewissen von Euern „Inseln der Glücklichen" wüßte", seufzte Jean de Bethencourt—„ich ließe mein Schiff dort unten in der Bucht zur Stunde rüsten und steuerte dorthin; denn lieber ertrinke ich doch, als daß ich in freier Luft ersticke!"

„Ihr Dasein ist gewiß", versicherte Pater Godefroy, „und ein paar hundert Normanenklingel könnten dort ein Reich begründen, das auch dem schönen Frankreich nichts nachgäbe."

„Die Sache wäre zu überlegen, wenn man Zeit dazu hätte," nickte Gadifer; „doch wir haben selten überlegt, wenn wir Wahl und Weile dazu hätten—warum nicht wie unsere Vorfahren, wie ächte Normannen, der Ree und unserem Stern vertrauen? Aus unserer Bay segelte Robert Guiscart und Boemund; sind wir weniger als sie, die Kronen trugen, als sie starben?—Mein Weib ist mir schon vor zwei Jahren entlaufen ins Kloster nach Carcellan; schick Du die Deine auch dorthin, wo der König ihnen nichts anhat, und laß dein Schiff rüsten!"

„Ich ließe mich, auf Ritterwort, sehr ungern hängen, und nur die See bleibt mir zur Wahl! Ich will doch sehen, ob der Galgen sein Recht behauptet. Bruder Godefroy, geht und sprecht mit der Dame von Bethencourt; ich denke Eure Beredsamkeit wird leichte Arbeit finden. Ich will meine Vasallen herufen und mein Schiff Adventure seefertig machen lassen; de Saille, nimm ein Pferd und thu' desgleichen."

Ludwig XI. glühte vor Zorn, als er den Mord seines Forstmeisters vernahm; doch stets gewohnt, kalt zu berechnen, ließ er, statt die durch ihre Verbindungen mächtigen Vasallen zu bekämpfen und zu strafen, sie ruhig ihre Reise vorbereiten und in die See stechen. Dann zog er eilig die eröffneten Lehen sammt dem übrigen Besitz ein und verurtheilte die Abwesenden zum Tode.

* * * *

Begünstigt vom schönsten Wetter glitten die zwei Schiffe, welche die Abenteurer trugen, über die laue Fluth. Stets die Küste im Auge, erreichten sie Setuval und Cadix, und erhielten in beiden Häfen feste Versicherungen von dem Dasein, ja sogar der genauen Lage der Inseln Junonias. Ein Maure, Alonzo Ferrez, erzählte, er sei dort gewesen, und gab so bestimmte Data, daß, da er sich nicht freiwillig anschließen mochte, de Saille es für nothwendig hielt, ihn mit Gewalt auf sein Schiff zu schleppen und eilig in See zu stechen. Keck wandten sie dann die Schnäbel der Schiffe in den Ocean hinaus, und als die Sonne zum fünften Male dem Meere zu sank, sahen die Männer deutlich, wie sie hinter einer Bergspitze, aus der dicke Dampfwolken hervorquollen, verschwand. Mit gerefften Segeln näherte man sich dem Eiland, dessen rauchenden Gipfel im Nachtdunkel eine leuchtende Helle umzuckte; doch als der Morgen sich hob, lag seitlich nahe eine schwarze Felsinsel, der die Abenteurer sich zuerst zuzuwenden beschlossen, da der rauchende, flammende Berg dem Schiffsvolk sehr unheimlich vorkam. Ein alter Knappe von sicilisch-normannischem Stamm versicherte jedoch, daß der Monte Ghibello seines Vaterlandes auch stets rauche, ja sogar zuweilen ungeheure Feuersäulen gen Himmel blase—gerade darum indeß sei das Land so überaus gesegnet, da es, von dem Feuer des Bergs erwärmt, keinen ertödtenden Frost kenne.

Bald lagen die Schiffe in felsiger Bucht, gesichert vor jedem Windstoß, und behutsam betrat de Saille mit einem kleinen Trupp das Ufer, indeß Bethencourt gewaffnet nur eines Hornstoßes harrte, ihn unterstützend hervorzubrechen, wenn es nöthig werden sollte. Sein Wachen war überflüssig; das Eiland war unbewohnt; nur saftige, den Reisenden unbekannte Pflanzen überzogen die schwarzen Felshänge und dienten flinken braunen Ziegen zur Nahrung, die mit flüchtiger Behendigkeit über die Klippen setzten. Aergerlich über die verfehlte Jagd, rutschte Ritter Gadifer wider Willen eben einen glasigen Abhang herunter, als ein helles Gelächter ihn höhnte. Es waren zwei gelbbraune Männer, die ihm zugesehen und jetzt ohne Furcht naheten; sie hatten Flechten—wie es sich später erwies, zu Farbstoff—an den Felsen gesammelt und trugen eben gewaltige Bürden davon in ihre Kähne, die am Ufer versteckt waren. „Was lacht ihr, geräucherte Diebe!" fuhr de Saille sie an, besann sich aber schnell und bot mit gewinnendem Lächeln die Hand, welche ohne Arg angenommen wurde. Die Antwort wurde nicht verstanden, wohl aber deutliche Gesten, die eine ganz leidliche Unterhaltung in Gang brachten, bis Alonzo, der Maure, fand, daß die Sprache dieser Männer sehr viel Aehnliches von der seiner Heimath habe, und nach einer Stunde zu dolmetschen im Stande war. Guanen nennten sich die Leute, berichtete er, und man erfuhr nun auch, daß in einer Nachtfahrt eine größere, bewohnte Insel zu erreichen sei, welche sie Titeroi-Gotra nannten; diese hier habe keinen Namen.

„Sie soll „Fröhlichkeit" (Allagranza) heißen, nach der Stimmung, die sie uns, den Traurigen, Verbannten erweckte!" entschied der Ritter.

Dort wachse Getreide im Ueberfluß, besonders Gerste, auch frisches Wasser, Milch und Wildpret sei dort im Ueberfluß zu haben. Der König heiße Guadanfio; er sei klüger, stärker, schneller wie Alle.

Man klagte über die verdorbenen Nahrungsmittel und frug, ob man dort wohl frische bekommen könne.

„Warum fangt Ihr Euch nicht einige Ziegen, die hier genug herumspringen?" entgegneten die Eingebornen verwundert.

„Die mag Beelzebub fangen", murrte de Saille, "nur auf dem Anstand etwa möchte ein Bolzen sie erreichen."

„Die Guanen lächelten und wechselten einige unverstandene Worte. Sie entkleideten sich bis auf eine Art kurzer lederner Beinkleider, die sie fest um die schlanke Taille gürteten. So, eine kurze Schlinge in der Hand, sprangen sie leichten Schritts dahin; von einer ragenden Felsspitze sahen die Normannen ihnen staunend nach. Unter dem Winde näherten sie sich einem Trupp weidender Ziegen auf etwa hundert Schritte; doch nun entflohen die scheuen Thiere. Jetzt begonnen auch die Jäger ihren Lauf; jeder folgte mit unbegreiflicher Schnelle das gleiche Stück, bis er ihm die Schlinge über die Hörner werfen konnte, an der er es niederriß und ihm das Messer durch den Hals stieß. Dann, die Beute auf der Schulter, naheten sie den neuen Freunden mit elastischem, zierlichem Gang, und legten das Wild zu ihren Füßen; nicht einen Schweißtropfen hatten ihnen die Hetze gekostet.

„Bei St. Hubert", betheuerte der Normanne, ‚so faßt kein Solofänger von Burgund bis zum Meer. Was gäbe der Dauphin um eine Meute solcher Bursche!"

„Eine Ziege im Lauf", entgegnete der Aeltere dem Erstaunten, „fängt jeder Guane, was Ihr in der Eisenlast, die Euch einbüllt, nie lernen werdet. Ihr könnt auch nicht arbeiten in ihr, und müßt nicht viel Muth in einem Herzen haben, welches sich so bang verkriecht!"

„Das werdet Ihr bälder erfahren, als Euch lieb sein möchte!" murrte leise der Ritter, der eben Befehl zur Rückkehr an den Ankerplatz gab, als auch die Guanen aufbrachen. Bethencourt war über den Bericht sehr erfreut, zweifelte jedoch, ob bei so einfachen Menschen die Eroberung des Landes sich lohne. Das Wildpret der Ziegen fand man äußerst schmackhaft und jeden Rehrücken an Arom weit übertreffend.

Der nächste Tag wurde der nöthigen Instandsetzung der Waffen u. dgl. gewidmet und dann mit leichtem Wind in der angegebenen Richtung gesteuert. Schon auf halbem Weg kam ihnen eine Flottille von zehn Kähnen entgegen; sie trug den Fürsten Guadanfio sammt seinen Verwandten, die kamen, nach den Männern in eisernen Kleidern zu forschen, welche, wie sie glaubten, Hülfe bedürfend, ihrer edlen Gastlichkeit zu lange verweilten. Kaum war der Gruß gewechselt, als der Guanenfürst den Fremden geröstetes Gerstenmehl, Milch, Fleisch und köstliche Früchte bot, welches Alles freilich gern angenommen ward: doch—Gold und Silber, welches man den Gebern zeigte, waren ihnen fremd und gleichgültig.

Stets höher stieg der rauchende Gipfel des Temanfaya aus den Wogen, und bald zeigte sich den Normannen ein fleißig angebautes Gelände, welches dunkle Linien in größere oder kleinere Vierecke theilten. „Es sind Steinmauern", antwortete Guadanfio den Fragenden, „aufgeführt, um Streit; denn Zwist unter Nachbarn muß man wirksamst zu vermeiden suchen, wenn das Ganze nicht Noth leiden soll."

„Die Majestät unseres Königs meint: theile und herrsche!" lachte de Saille und suchte dem Fürsten den Sinn begreiflich zu machen, welches mit ungläubigem Lächeln angehört ward.—„Warum seid ihr mit euren großen Booten hierher gefahren?" frug nach einer Pause ablenkend Guadanfio.

„Unsere gemeinschaftliche Mutter, die Kirche, und der heilige Vater, unser Bischof", begann Pater Godefroy mit Salbung, „haben sich eurer erbarmt und senden uns, ihre Boten, euch aus dem Elend der Sünde zu reißen!"

„Das sind sehr sonderbare und voreilige Leute", unterbrach ihn der Guanenfürst. „Wir befinden uns ganz wohl hier, und euer Vater sammt der Mutter werden sehr wahrscheinlich vor der eigenen Thür zu kehren finden, wenn sie den Besen gern handhaben."

„Der würdige Mann," ergriff Bethencourt das Wort, „wollte euch nur sagen, daß wir in Besitz mannichfacher Kenntnisse sind, die euch, wenn wir sie bekannt machen, von großem Nutzen sein werden."

„Wir wünschen euch zu nützen und gefällig zu sein", war die wohlwollende Antwort, „ohne irgend eine Rücksicht. Vor uns liegt das Ufer—dort erholt euch von den Mühen und Gefahren der Seefahrt; mögen spätere Tage dann Anderes bringen."— — —

Die Barone sammt ihren Genossen verließen ihre Fahrzeuge, um in äußerst einfachen Gebäuden untergebracht zu werden, die am Ufer regellos standen. Die Wohnung Guadanfio's, welche mitten unter ihnen lag, unterschied sich nur durch ihre Größe, welche durch die Versammlungen, die in ihr gehalten wurden, bedingt ward: denn der weitere auszeichnende Raum war lediglich eine überdachte Tenne, in der kantig behauene Stämme dem Senat sich statt der kurulischen Sessel boten. Die Kleidung des ganzen Volkes war sich gleich—aus selbstgesponnener Baumwolle, die mit den vorerwähnten Flechten blau oder, bei den Frauen, mildroth gefärbt war. Die langen Haare hingen den Männern schmucklos über die Schultern, die Mädchen hatten sie mit Korallen und rothen Beeren geziert, die Weiber in ein blaues Tuch geschlungen. Auffallend war bei der ganzen Bevölkerung das schöne Ebenmaß des Wuchses, die schlanke Taille, die bewundernswerthe Kraft der Muskulatur und das Behende ihrer Bewegungen.—Ihr Reichthum war Viehzucht, ihr Erwerb Ackerbau. Sie säeten Gerste, Hirse und Mais, und zogen Ziegen und Schweine. Bezeichnend fällt es auf, wenn man in diese Zeit voll schöner Einfalt zurückblickt, daß sich die Eingeborenen nur „Guanen" nannten, und in den Trümmern ihrer Sprache, die Marsden sammelte, „Guan" Mensch bedeutet. Ihr Verkehr war nur Tausch, auch hatten sie Zahlzeichen aus gebranntem Thon, die der Fürst stempelte; ihre Waffen waren Speere mit feingeschliffenen Spitzen von vulkanischem Glas, große Messer aus demselben Stoff, Bogen, Pfeile und kurze, schwere Keulen. Die Insel Titeroi-Gotra selbst erhob sich in wenigen Punkten auffallend aus den Meereswogen; nur der Mittelpunkt der vulkanischen Thätigkeit auf ihr, der Temanfaya, wirbelte seine Rauchsäule aus der etwa 1600 Fuß aufragenden Spitze. Das ganze Eiland hatte nur wenige kränkelnde Waldbäume und litt oft furchtbar durch Mangel an Regen, in dessen Folge ganze Ernten verdorrten und Hungersnoth entstand.

Die drei Häupter der Normannen, Bethencourt, Saille und Pater Godefroy, fanden sich nach wenigen Tagen an verborgener Stelle, doch keins der bärtigen Gesichter drückte Befriedigung aus.—„Euer altes Buch", begann der Bannerherr, „nennt diese Klippen Inseln der Seligen—den Namen hat, dieser wenigstens—ein Narr gegeben. Ich will sie, nach meinem abenteuernden Ahnherrn Lanzerot du lac, Lanzerota nennen, daß sie doch eine ehrliche Benennung hat, und alle fahrenden Ritter mögen sie meinetwegen besuchen!"

„Ich finde den alten Namen sehr bezeichnend", murrte der Mönch. „Die Seligen essen und trinken nicht; und hier fände sich auch nichts dazu. Geröstetes Gerstenmehl mit zerstampften Wurzeln—was sie Gusto nennen—dabei verhungerten in Frankreich die Ratten! Nichts zu trinken als brackiges Wasser mit etwas Ziegenmilch! Brrr!"

„Weder Gold noch Silber" schallt de Saille, „nicht Kupfer zu einem Sol tournois, nicht Blei, um Ludwig XI. eine Hutschnalle daraus zu gießen, nicht Eisen zu einem Paar Sporen, kein Gaul, ihn damit anzutreiben—o! nicht Hanf zu einem Strick, diesen Ziegenkönig mit seiner Moral daran zu hängen."—

„Und doch", zögerte der Pater, ließe sich vielleicht Vergessenheit des Geschehenen —eine restitutio in intigium von hier nach Haus bringen—"

„Wie wäre das anzufangen?" lachte Bethencourt; „dies aufzufinden, braucht's einen geschorenen Schädel."

„Meint Ihr", sondirte der Mönch, „ein Hirsch sei schwerer zu fangen, als solch' eine Ziege?"

„Ich verstehe", nickte der Baron; „der Dauphin nicht allein, alle Ritter Frankreichs würden solche Koppel schwer zahlen —doch — Menschenhandel! — sie jagten uns aus den Schranken—und mit Recht!"

„Dafür würden, denk' ich", entgegnete de Saille, „die Käufer schon sorgen. Sie wären eben so gut aller Ehren bar, wie die Verkäufer."

„Wenn Zwei dasselbe thun," zweifelte der Bannerherr, „so ist es oft nicht dasselbe."

„Gerade darum", entschied der Geistliche, „habt ihr Unrecht!—Handel mit Menschen, d. h. Christen, ist billig schwer verpönt; aber Heiden, wie diese, zu seinen Zwecken zu benützen, ihnen Gelegenheit zu geeben, ihr Heil zu erkennen, das zu verbieten wäre eine Sünde!"

„Ihr habt Recht, Pater", stimmte de Saille bei; „Geistliche und Weltliche werden es uns danken, wenn wir diese Geschöpfe nach Europa bringen. Wir dürfen ja nur im Herzeu den Krieg erklären; so sind sie unsere Gefangenen, die von jeher verkauft werden durften, wenn sie sich nicht lösen können."

(Fortsetzung folgt.)

Tägliche Briefliste vom 9. April.

Belzner Henry	Mosler Max
Burkhardtmayer J	Rolte Mrs Cathern
Brucker Johann	Revemon Johan H
Coughe Niklous	Schoefer Theo
Cik M	Sulstre Jacob
Friauf Adam Henry	Schurman Max J
Gideo Lewis	Schwaz J S
Habicht Fredrich	Schneider Jakob (Gardner
Imbs, Meyer u Fuß	
Kaiser Anna	Sheffer u. Cage
Kurtz A R	Weinberg M
Litsch Valentine	Wisemann F F
Luethy J A	Weber Otto
Litsey G	Zahn Chas
Lourding William	

L. M. Porter, P. M.

Mount Zion Loge No. 147, F. A. M.

Die Beamten und Mitglieder obiger Loge sind hiermit höflichst eingeladen, der regelmäßigen Versammlung am Dienstag, den 11. April, Abends acht Uhr, beizuwohnen. Im Auftrage:
C. H. Kurkamp, S. G. M.
F. C. Abbott, Sekr. ap9 2m

Deutscher Unterstützungs-Verein.

Der obige Verein hält seine regelmäßige monatliche Versammlung am Montag, den 10. April, Abends 8 Uhr, in seinem gewöhnlichen Lokal. Die Mitglieder werden ersucht, sich zahlreich einzufinden.
Joseph Nedemann, Präs.
D. Effelmann, Sekr. ap9

Liederkranz.

Um den Mitgliedern obigen Vereins die Gelegenheit zu geben, dem Concert des Teutonia Männerchor beizuwohnen, wird die regelmäßige Gesangsprobe auf nächsten Freitag verschoben.
ap0 1m P. Bithorn, Sekr.

Teutonia Männerchor.

Concert und Ball

— am —
Oster-Dienstag, den 11. April 1871,
— in der —
Odd Fellows Halle.

Tickets zu $1.00 sind von allen aktiven Mitgliedern zu erhalten. Die passiven Mitglieder erhalten freien Eintritt gegen Vorzeigung ihrer Mitgliederkarte. ap2

Paul Eitel .... Direktor

Programm.—1. Abtheilung.

1 Ouverture: „Orpheus in der Unterwelt" .... Offenbach
Great Western Star Band.
2 „Der frohe Wandersmann" .... Mendelsohn
Teutonia Männerchor.
3 Rondo Capriccioso (Piano) .... Mendelsohn
Herr Kohnhorst.
4 Cavatine aus: „Der Barbier von Sevilla" .... Rossini
Mad. Bender.
5 Melancholie (Violine) .... Prume
Herr Großkopf.
6 „Wach' auf mein Volk!" .... Goetze
Concordia Männerchor.

2. Abtheilung:

1 Abschied .... Schuppert
Teutonia Männerchor.
2 "Last Hope", (Piano) .... Gottschalk
Herr Kohnhorst.
3 "O! how beats my heart with joy," La Gazza Ladra
Mad. Bender.
4 Fantasie Caprice, (Violine) .... Vieuxtemps
Herr Großkopf.
5 Schifferständchen .... Abt
Teutonia Männerchor.

Anfang präcis 8 Uhr.

☞ Ein Mann, der dem Fortschritt huldigt und unablässig sein Augenmerk auf Neuerscheinungen, Verbesserungen und Erfindungen seines Faches richtet, ist Herr William Ruby, dessen Kutschenfabrik beredtes Zeugniß für vorstehende Angaben ablegt. Buggies, Sulkies, Rockaways usw. gehen aus der Fabrik des Herrn Ruby in vollender Schönheit hervor. Reparaturen werden gründlich und sorgfältig erledigt und für alle Arbeiten bezüglich deren Solidität und Dauerhaftigkeit wird Garantie geleistet.

☞ **Haydon Brothers u. Co., an der Südseite der Marktstraße zw. 4. u. 5. werden im Laufe dieser Woche ihr Lager von Frühlings und Sommer Schnittwaaren vervollständigen. Zwei deutsche Verkäufer in derem Geschäfte werden sich ein Vergnügen daraus machen unsere liebenswürdigen Landsmänninen zu bedienen.**

☞ Das köstliche Fabrikat der Herren Weber u. Schillinger von der „Phoenix Brauerei" erfreut sich der rühmlichsten Anerkennung aller derjenigen, deren Urtheil hierüber als maßgebend gelten darf. Dieses Bier wird von keinem auswärtigen an Güte sowohl, als auch an Lieblichkeit des Geschmacks, Reinheit und Schönheit des Glanzes übertroffen. Viele ziehen es bereits dem fremden Stoffe vor, zumal die Phönix Brauerei stets gleich gutes Bier liefert, während bezüglich der Qualität von auswärts bezogenem Bier nicht unselten eine unschwer ersichtliche Differenz obwaltet. Wir empfehlen deshalb wiederholt das Fabrikat der Herren Weber u. Schillinger der Beobachtung und Prüfung der hiesigen Wirthe.

☞ Diejenigen Mitglieder des Liederkranzes, die sich an dem New Albany Friedensfest betheiligen, werden sich am Montag, Nachmittag um halb 2 Uhr, in der Beck's Halle versammeln.

☞ **Vergnügungs-Wegweiser am Osterfest.** Trägt die Sonne den Sieg über die am Himmel sich zeigendenden Regenwolken davon, machen nicht Wind und Regen die lieblichen Ostern, des Festes des Neuerwachens der Natur aus langem Winterschlaf mit freudiger Sehnsucht entgegen hoffenden Sterblichen einen Strich durch die Rechnung, dann wird heute Louisville und seine herrliche Umgebung das Bild einer kleinen Völkerwandrung liefern.

Im Nachstehenden bieten wir unsern freundlichen Lesern einen Wegweiser zu jenen Plätzen, woselbst während der Festtage Unterhaltung und Vergnügen der mannigfachsten Art geboten wird.

Oster-Sonntag.

„Woodland-Garten," Nachmittags und Abends Concert der „Great Western Band."
„Löwen Garten," Nachmittags u. Abends Concert der „Great Western Star Band."
„Phönix Hill Park," Concert des Louisville Theater Orchesters."
Turnhalle, Abend-Unterhaltung, Familien-Kränzchen, Consert der „Great Western Star Band."

Oster-Montag:

„Phönix Hill," Concert des Theater Orchesters.
„Woodland-Garten," Nachmittags Concert und Tanzmusik; Abends Ball.
Friedens- und Verbrüderungs-Fest der Deutschen in New Albany auf dasigem Fair Ground.
„Löwen Garten," Nachmittags u. Abends Concert und Tanz.
Excursion der D. O. H. nach Covington und Newport.
Familien-Ball in der Schweizer-Heimath an Jeffersonstr., zw. Clay u. Shelby.
Gesellschafts-Ball des „Germania Unterstützungs-Vereins in der Aurora-Halle," Greenstraße, zw. Clay u. Shelb.

Die Reichhaltigkeit dieses Festtags-Programms läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Das Gebotene wird die Besucher dieser Festplätze ebenfalls äußerst befriedigen und so bleibt uns nur noch übrig, unsern geschätzten Lesern Insgesammt ein fröhliches Osterfest u. viel Vergnügen zu wünschen.

☞ Heute Vormittag 10 Uhr wird Herr John Schneider, No. 410 Marktstraße, zw. Campbell und Wenzel, seine Gäste anläßlich des Osterfestes mit importirten, ächtem Westphälischen Schinken und Pumpernickel regaliren. Das bei dieser Veranlassung credenzte Bockbier wird sich bezüglich seiner Qualität als No. 1 erweisen. Herr Schneider wird seine zahlreichen Freunde in voller Stärke heute in seinem Locale fidel und gemüthlich bei einander sehen.

☞ Der „Orpheus" hat für morgen, Oster-Montag Abend, eine seiner allbeliebten Abend-Unterhaltungen, bestehend in Concert und Kränzchen, arrangirt. Die Concert-Piece: „Patient und Aerzte," Quartett, kommt in Costümen zur Aufführung und wird dieselbe zur Erheiterung der Theilnehmer an dieser Festlichkeit sicher viel beitragen. Das Programm bietet des Vortrefflichen viel und das „Kränzchen" wird sich zum herrlichsten Kranze knospender Blumen gestalten.

(Eingesandt.)

Schulwesen.

Das sechsjährige Schulkind.

Die Hinüberführung des Kindes aus dem Elternhause in die Schule ist einer jener Uebergänge im Leben, die, weil nicht von der Natur selbst eingeleitet, sondern mehr künstlich herbeigeführt, als Akte betrachtet werden müssen, welche die größte Sorgfalt erheischen, wenn sie anders nicht ohne schlimmen Folgen sein sollen. Ist es nicht fast Grausamkeit zu nennen, daß wir der heitern und natürlichen Entwicklung des Kindes dadurch störend in den Weg treten, daß wir ihm allzufrüh Ziffern und Buchstaben entgegenhalten? Durchdrungen von der hohen Wichtigkeit des ersten Unterrichts und nicht vergessend, daß diese Wendung in dem Leben des Kindes nicht schonend genug kann eingeleitet und allmählig überwunden werden, haben unsere ersten und besten Lehrer und Erzieher diesen Gegenstand ganz besonders in's Auge gefaßt und zu erörtern gesucht. Doch sie betrachteten denselben nur vom pädagogischen Standpunkt aus und berücksichtigten dabei die physische Entwicklung des Kindes nicht in dem ihr entsprechenden Maße. In jüngster Zeit haben aber auch hervorragende Aerzte derselben Sache ihre Aufmerksamkeit gewidmet und sind dabei zu Resultaten gekommen welche von den Lehrern und Eltern der Kinder nicht genug können in Erwägung gezogen werden. Die ärztliche Wissenschaft hat nämlich Uebelstände entdeckt, di als eine Versündigung an unserer Jugend betrachtet werden müssen. Sie behauptet nämlich, daß durch den Unterricht dem Kinde Anstrengungen zugemuthet werden, welche die Reife seines Gehirns übersteigen und die normale Entwicklung des Kindes stören.

Diese ärztlichen Mahnrufe zu befolgen, ist es vielleicht sehr zweckmäßig, den Eintritt des Kindes in die Schule in ein späteres als das sechste Lebensjahr zu verlegen.

Das mit dem sechsten Lebensjahr in die Schule eintretende Kind hat sich die Muttersprache schon in einem solchen Maße angeeignet, daß es sich derselben zum vollen Ausdruck seines Verlangens und Fühlens bedienen kann. Eine unendliche Anzahl Wörter und ihre richtige Verbindung hat es sich zum Eigenthum gemacht und hat in ihrer Anwendung solche Sicherheit erlangt, wie sie Erwachsene nach jahrelangem Studium in einer fremden Sprache nicht erreichen. Nicht blos die Namen der Dinge, ihre Thätigkeiten und Eigenschaften, nicht blos den Gebrauch, Nutzen und Schaden vieler Naturkörper, sondern auch die es umgebenden Personen und deren Eigenthümlichkeiten hat es kennen gelernt. In den sechs ersten Lebensjahren lernt das Kind verhältnißmäßig am Meisten, ohne daß dabei seine physische Entwicklung im Geringsten gestört wird. Es kann also nicht das Lernen auf diese nachtheilig wirken, und ist der Grund für die Störung dieser normalen Entwicklung anderswo zu suchen. Derselbe liegt in der Ueberanstrengung der Lernkräfte des Kindes. Der Eintritt in die Schule mit dem sechsten Lebensjahre ist gerechtfertigt, aber die Schule muß den Unterricht so gestalten, daß er der geistigen Reife des Anfängers entspreche. Diese Gestaltung des Unterrichts ist eine äußere und innere; jene verlangt, daß die tägliche Schulzeit ein gewisses Maß nicht überschreite, diese eine noch größere Vereinfachung des Lernstoffs für die Anfänger.

Vier oder gar noch mehr Stunden tägliche Schulzeit ist eine Anforderung an Geist und Körper des Anfängers, welche sicherlich auf beide nachtheilig wirkt. Entweder weiß der Lehrer die Kinder die ganze Zeit über in lernender Thätigkeit zu erhalten, so ermüdet er ihren Geist zu sehr; oder die Kinder müssen, wie dieses in Klassen mit Unterabtheilungen der Fall ist, einen Theil der Zeit mit Nichtsitzen und Stillschweigen hinbringen, so kann auch dies nicht ohne nachtheilige Folgen auf die normale Entwicklung des Kindes sein, dem ja Bewegung und Gedankenaustausch ein Lebensbedürfniß ist. Ein 3 bis 3½ stündiger Unterricht mit kurzen Unterbrechungen ist das einzig richtige Maß, das nicht überschritten werden sollte.

Seit letztem Montag ist in den öffentlichen Schulen das Zwei-Sitzungs-System wieder eingeführt, d. h. der Unterricht beginnt Morgens halb 9 Uhr und dauert mit einer Unterbrechung von 20 bis 30 Minuten bis 12 Uhr. Um 12 Uhr werden die Kinder nach Hause entlassen, müssen aber um 2 Uhr Nachmittags wieder in der Schule sein. Von da an dauert der Unterricht mit einer kurzen Unterbrechung bis halb 5 Uhr. Die Anfänger müssen also im Ganzen mit Abrechnung der Unterbrechungen fünf Stunden in der Schule sitzen — eine Zeit, welche die geistige Spannkraft des Kindes erschlaffen und seine physische Entwicklung stören muß. Hierzu kommen aber noch zwei weitere Umstände, welche die nachtheiligen Folgen des Zwei-Sitzungs-Systems noch verschlimmern.

Das um 12 Uhr entlassene Kind kommt von dem Morgen-Unterricht hinlänglich erschöpft nach Hause. Nach dem Mittagstisch ist eine Erholung für es mehr als Bedürfniß. Statt dessen muß es gerade in der heißesten Tageszeit den in den meisten Fällen ziemlich langen Weg nach der Schule wieder machen, so daß es dort geistig und körperlich erschlafft ankommt, also für den Unterricht ganz und gar unfähig ist. Der andere Uebelstand ist in dem Schulzimmer und dem Schulhof zu suchen. Die nach Mittag in dem Schulzimmer herrschende Luft ist schwül und wird auch die übergroße Anzahl der in dem Zimmer anwesenden Kinder noch ungesunder. Kommt aber die kurze Erholungszeit, so erwarten das Kind auf dem bei manchen Schulen in keinem Verhältniß zur Kinderzahl stehenden Spielplatz statt der Erholung brennende Sonnenstrahlen und treiben es sofort wieder in die dumpfen Räume des Schulgebäudes zurück. Vernimmt es dann um halb 5 Uhr den erlösenden Ton der Glocken, so packt es seine sieben Sachen zusammen und verläßt die Schule mit dem Bewußtsein, dieselbe Tortur den nächsten Tag wieder ausstehen zu müssen. Selbst die kurze Abendzeit, die ihm noch übrig bleibt, soll es mit dem „Home Study" ausfüllen.

Ist hierfür keine Abhilfe möglich?

Ueber die Vereinfachung des Lernstoffes ein anderes Mal.

W. Müller.

☞ **Die Friedensfeier in Louisville betreffend.** Heute Nachmittag, zwei Uhr versammeln sich sowohl die Delegaten der hiesigen Vereine, wie auch sämmtliche Comites im Saale der Turnhalle, um die Berichte der Comites entgegenzunehmen. Hoffentlich wird eine zahlreiche allgemeine Betheiligung nicht ausbleiben.

Es haben zwar auch hier in Louisville, wie in andern Städten gewisse knieschwache, ihrem Vaterlande längst entfremdete Deutsche sich bemüßigt gefunden den Enthusiasmus ihrer patriotischen Landsleute durch die Warnung abzukühlen, daß sie nicht ihr Amerikanerthum bei der allgemeinen Sieges- und Friedensfeier vergessen sollten; jedoch steht zu erwarten, daß man diesen von gehässiger Servilität dictirten Worten keine Beachtung schenken wird. Es liegt etwas Ekelhaftes in dem ewigen Warnungsruf: „Vergeßt nicht, daß Ihr Amerikaner seid!" Worin besteht wahrer amerikanischer Patriotismus? In Liebe zur Freiheit, zur Menschheit u. zu unserer Verfassung. An diesem Patriotismus haben es die deutschen Adoptivbürger der Ver. Staaten wahrlich nie fehlen lassen, ja wir glauben sogar, daß sie sich durch denselben vor Allen ausgezeichnet haben. Wozu also die ewige Mahnung, „bedenkt, daß Ihr Amerikaner seid," wenn nicht zu dem Zwecke, um den Amerikanern zu schmeicheln, um sie der deutschen treuen Dienste zu versichern? Im vorliegenden Falle ist aber eine solche Mahnung besonders absurd und kläglich. Es handelt sich ja nicht um deutsche Angelegenheiten in Amerika, sondern um einen Kampf in Europa, von dessen Ausfall die nationale Existenz des deutschen Volkes, des ersten Culturvolkes der Welt, oder die Weiterherrschaft der dem Fortschritt und der Völkerfreiheit feindlichsten Macht bedingt war. Schon jeder Republikaner muß an diesem Kampfe ein reges Intresse nehmen und Schimpf und Schande über den Deutschamerikaner, der aus Servilität gegen den amerikanischen Knownothingismus (denn das ist hier die richtige Bezeichnung) seinem alten Vaterlande in diesem für die ganze Welt und für die Cultur so wichtigen Frieden seine volle Sympathie nicht laut und warm bekennt.

Als Ungarn vor Jahren um seine Unabhängigkeit kämpfte, bezeugen die Ver. Staaten ihre Sympathie, in dem Kampfe Griechenlands und dann Creta's gegen die Türken, bezeugten die Ver. Staaten ihre Sympathien, in Beziehung auf den Kampf der Cubaner thaten die Amerikaner dasselbe ꝛc. ꝛc. Niemand hat daran Anstoß genommen. Aber kaum ist der wichtige Kampf der ganzen neuern Geschichte in Europa beendet, der Kampf zwischen Deutschland und Frankreich, so ertönten hier gleich Stimmen: Deutsche kümmert Euch nicht darum, laßt Eure Sympathien, falls Ihr sie nicht tödten könnt, wenigstens verstummen. Die Amerikaner könnten Euch sonst schief ansehen. Pfui der Schande! Wohl Jeder von uns ist oder wäre stolz, Bürger dieser Republik zu sein. Aber könnte er auch noch hundert Jahre leben, er würde Deutschland und die Deutschen nicht vergessen; er würde niemals aufhören, ein Deutscher zu sein.

Und daß die Deutsch-Amerikaner Louisvilles nicht aufgehört haben, Deutsche zu sein, werden sie bei dem großen Friedensfeste am 1. Mai trotz aller Gegenreden bethätigen.

☞ Freunden der Geselligkeit wird die beste Gelegenheit geboten, dem Humor u. der Gemüthlichkeit einen Abend zu widmen, wenn sie sich an dem vortrefflich arrangirten Gesellschaftsballe des hiesigen Turn-Verein Vorwärts am Oster-Montag betheiligen. Ein tüchtiges Musik-Corps ist engagirt und für sonstigen Comfort ist bestens gesorgt. Der Ball findet in der Turner-Halle statt.

Briefkasten.

Hrn J S., Dover, Ky. — 1. Nicht erhalten, wandten uns brieflich an den Betreffenden —2. Das gewünschte Buch ist hier vorräthig bei Hrn. H. Knöfel und kostet frei gesandt $1.50.

G L—Der Antrag ist in aller Form; senden Sie eine Karte mit Ihrem Namen, so ist der Form von Ihrer Seite auch Genüge geschehen.

H S, Evansville—Mit Vergnügen wollen wir die Empfohlene prüfen; ob sie aber auf unser Urtheil mehr gibt, als auf Ihr gewiegtes—das wollen wir sehen. Wir danken Ihnen für Ihre Anerkennung

F M — Sehr liebenswürdig; die Verse sind so schlecht, daß Sie den guten Willen schon für die That nehmen müssen. Man kann ein guter Ehemann werden und doch sehr schlechte Verse machen.

Hrn S., New Albany—Sie würden uns sehr verbinden, wenn Sie die Zählung der Personen, die sich morgen in der Prozession befinden, vornehmen, ebenso wie viel Zeit die Prozession gebraucht, um einen gegebenen Punkt zu passiren, von dem auf der Spitze gehenden Musikanten an gerechnet Wir möchten verschiedene Berichte vergleichen.

A B — Sie werden durch die Post das Gewünschte erhalten haben; wir konnten die Papiere nicht früher beschaffen.

P M—Schweden hat sechs Orden; den Seraphinen-, Schwert-, Nordstern-, Wasa-, Karl's III.- und den St. Olaf's-Orden.

H A — Die Nachricht war für den Betreffenden, dem wir sie sogleich zukommen ließen, ein wahres Labsal: Sie haben einen Menschen glücklich gemacht.

F B — Die zierliche Beilage zu dem feinduftenden Billete haben wir mit Vergnügen in Empfang genommen, müssen aber doch um den vollen Namen bitten.

Hrn F J, Madison — Wird geändert. Die liebenswürdige Dame hat es uns überreicht.

D B — Noch nicht druckreif. In der Person der Fr. P. und ihrer Verwandtschaftsbeziehungen zum Herausgeber sind Sie im Irrthum. Rath wegen nutzbringender Beschäftigung können wir Ihnen nicht geben, jedenfalls würden wir von der Schriftstellerei abrathen.

Abonnent — Sie haben sich in dem sonst vortrefflichen Meyer'schen Konversationslexikon falschen Raths erholt: Moltke ist in Mecklenburg und zwar Parchim geboren; Brockhaus hat Gnewitz. Wir haben das bereits mitgetheilt.

H — Ihr Artikel zur Geschichte des Papiers enthält zu viel Bekanntes und leidet auch sonst an stylistischen Schwächen. Auch der Rebus unbrauchbar.

Fr E M—Eine schöne Arbeit, der wir gerne zur Verbreitung die Hand bieten; wollen Sie uns ein paar Exemplare zukommen lassen. Die Geschichte ist sehr humoristisch aufgefaßt u. ausgeführt; daß Sie selbst dazu die Feder geliehen, zeigt, welch' hoher Geist in Ihnen wohnt. Wir danken für Ihre liebenswürdigen Zeilen.

Hrn M S, Olney, Ill — Für Ihre uneigennützige Bemühung in Verbreitung unserer Zeitungen sagen wir Ihnen herzlichen Dank. Näheres erhielten Sie brieflich.

P T — Das Päckchen mit Billeten hat uns eine sehr angenehme Stunde verschafft; wir werden das erste Gebot einer Redaktion: Verschwiegenheit treu halten. Die Geschichte ist indeß so romanhaft, daß man sie, wenn wir sie drucken ließen, für Erfindung halten würde.

O — Es steht Ihren Einsendungen nichts entgegen. Ebenfalls spartanisch.

Hrn M — Das sind so viele Fragen, daß sie sich im Briefkasten kaum beantworten ließen.

Hrn A W — Sie täuschen sich in der Person; wir haben Ihre Zuschrift jedoch dem wirklichen Verfasser zugesandt, der sich gewiß recht herzlich darüber freuen wird.

Frl A M—Ihre Frage ist nicht ganz deutlich. Meinen Sie die Theilung des Nibelungenlieds in die „Nibelungennoth" und „Die Klage?"

H S in Cincinnati — Beiträge für das Hermannsdenkmal senden Sie am bequemsten an die Rümpler'sche Buchhandlung in Hannover, deren Vorstand Mitunterzeichner des Aufrufs ist.

Frl A H—Die Etikette verlangt eine Toilette in Weiß duftig und einfach ohne allen Schmuck, außer weißen Blumen. Wir gratuliren.

Hrn H — Lassen Sie uns zu rechter Zeit wissen, wohin wir die Adresse senden sollen, so wird Ihnen und uns gedient sein.

Hrn B K — Eine recht hübsche Summe, die wir aber doch um solchen Preis nicht verdienen wollen; darum mit Protest zurück.

Hrn Fr M, Vincennes — Die Expedition erfolgt hier prompt; wir vermuthen, daß beide Packete in dortiger Post-Office sich befinden. Eine desfallsige Recherche dürfte unsere Ansicht bestätigen.

A H—Die Etikette erlaubt Ihnen in solchem Falle auch Karten mit schwarzem Rande auszugeben; aber Sie können ja weiße erhabene Karten machen lassen.

Hrn G B—Unseren wärmsten Dank für Ihre große Aufmerksamkeit; Ihre Zuschrift allein wäre Belohnung genug für unsere Arbeit.

Hrn A W—Für uns eine zu große—Kleinigkeit.

D K—Wenn der Hauseigenthümer dem Contrattor den vollen Preis ausbezahlt hat, können Sie sich nur an Letztern halten doch wenn er in der von Ihnen angegebenen Weise über sein Besitzthum disponirte, so nützt auch dieses nichts. In solchem Fall müssen Sie Ihre Forderung als verloren betrachten.

J G — Der Mayor ist keineswegs der Beamte, dem die Aufsicht über die Reinigung der Straßen anvertraut ist. Ihre Vorwürfe können ihn daher nicht treffen.

Mehrere Briefe blieben zur Beantwortung auf nächste Nummer liegen.

Auflösung des Räthsels in Nummer 14.

„Roman—Norma—Amor—Rom."

Omnibus.

Der Unterhaltung und dem Humor gewidmet

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 9. April 1871.

Der Raub Straßburgs
im Jahre 1681.

Vaterländischer Roman in drei Theilen von
Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

Sie haben sämmtlich das Gegentheil beschworen und Hugo von Zedlitz als ihren Verführer angegeben.

Das haben sie......

Beschworen!

Eine lange und tiefe Pause entstand. Hugo stand wie versteinert.

Endlich schien ihm das Leben wiederzukehren. Ruhig und gefaßt reichte er Wenck die Hand und sagte:

Ich gehe!—Erdenkt die Art und Weise, mich noch diese Nacht heimlich fortzubringen. Hier ist meines Bleibens nicht mehr. Gott vergebe meinen Feinden, was sie an mir gethan!

Geht, lieber Herr!—sagte hier Wenck, und die Thränen, die er nicht mehr zurückhalten konnte, flossen über seine Wangen.—Geht! Verlaßt Eure unglückliche und undankbare Vaterstadt wenigstens auf einige Zeit. Fügt Euch dem Unvermeidlichen......wer weiß, wozu es gut ist! ......Gewiß! Eure Unschuld wird an den Tag kommen und dann......dann... kehrt Ihr gerechtfertigt zurück!

Ich gehe!—wiederholte Hugo ernst—aber einen Gefallen, lieber Wenck, müßt Ihr noch für mich haben.

Ihr braucht Geld, Herr! das Bischen, was ich mir zurückgelegt......

Nicht doch!—entgegnete Hugo gerührt. —ich habe mir, als ich vorgestern mit Euch mein Zimmer verließ, so viel in der Eile zugesteckt, als ich vor der Hand brauche. In Mannheim treffe ich Verwandte und dann......doch zur Sache!

Was denn sonst!

Sucht sofort......die Tochter des Syndicus Frantz zu sprechen.

Die schöne Alma?

Hugo nickte:—Aber im Geheimen.

Und?

Sagt ihr, was unter uns vorgefallen ....daß ich unschuldig.........sagt ihr .... was Ihr wißt.

Gern, lieber Herr, gern!

Und beschwört sie, bei allem was ihr lieb und heilig ist, daß sie mir vor meinem Weggehen.........nur eine viertel Stunde im Geheimen Gehör schenke.

Ich gehe sogleich. Einen Vorwand, in das Haus zu kommen, habe ich schon. Ich muß die Frau Syndicus sprechen... es liegen mir Dinge auf dem Herzen...... sie soll dem Gatten darüber schreiben. Wer weiß wozu es gut ist.

Ihr wollt also......

Ich gehe sofort. — — — — —

Noch an demselben Abende — Frau Hedwig saß in ihrem Wohnzimmer und schrieb in Folge der wichtigen Entdeckungen, die ihr Meister Wenck gemacht und der die Stadt erschütternden Vorfälle mit Hugo Zedlitz eifrig an den Gatten—sah Hugo die Geliebte.

Gewissen- und mädchenhaftes Zartgefühl hatten sich Anfangs gegen diesen Schritt gesträubt; aber die Macht des Augenblickes, die Gewalt der Liebe und die Verzweiflung, die sie erfaßt, siegten bald.

Unter dem Vorwande: zur Abendbetstunde zu gehen, war sie Wenck in dessen Haus gefolgt. Dort......hatte sie Hugo, den sie ja längst im Stillen geliebt, getroffen.

O Himmel! welche Stunde trat jetzt an die Beiden heran! eine Stunde, die ihnen ein halbes Leben einzuschließen schien!.........eine Stunde, des reinsten, des höchsten Glückes und des unendlichsten Schmerzes!

Fanden sich doch zwei edle, zwei reine, kindliche Herzen in heiliger Liebe. Aber ach! der erste süße, die Seelen mit himmlischer Wonne durchschauernde Kuß...... war ja auch der Abschiedskuß. Aber er war mehr noch.........mehr! .....brannte er doch als Siegel des Schwures: sich auch in der Ferne und trotz aller noch kommenden Schicksalsstürme treu zu bleiben, auf ihren Lippen.

Weinend riß sich Alma los; gestärkt und aufgerichtet machte sich Hugo zur Flucht bereit.

Jetzt nahm er keinen Haß mehr mit, gegen die Stadt, die in ihm einen ihrer treuesten Söhne verbannte;......jetzt stand er über der Armseligkeit geblendeter Menschen;.........jetzt war neuer Muth und neue Hoffnung über ihn gekommen, und stolz und freudig jauchzte es in seinem Innern: „Ich liebe dich doch noch, mein schönes Straßburg, mein theures Vaterland! und all mein Handeln, ja mein ganzes Leben soll dir beweisen, daß ich dein würdiges Kind bin! Gott segne dich, geliebte Vaterstadt und erhalte dich groß, frei und glücklich!"

Der Maskenball.

Wenn man von Tours aus den Ufern der Loire und der Indre folgt, gelangt man in die schöne und anmuthige Gegend, die mit Recht der „Garten Frankreichs" heißt, und welche das berühmte,—besser gesagt berüchtigte—Schloß Loches krönt ......Loches, um dessen finstere Mauern, Zinnen und Wälle noch heute die düsteren Geister Ludwigs XI. und seiner Henkersknechte zu schweben scheinen.

Ernst und stolz ragt es auf einem Hügel empor, die Stadt Loches beherrschend, die sich zu seinen Füßen ausdehnt. Von seinen Höhen aber schweift der Blick mit Entzücken über weite Wiesen und Triften, die einem prachtvollen grünen Teppiche gleichen, der von dem Silberfaden der Indre durchzogen und von dem dunkelen Saume dichter schattenreicher Wälder begränzt wird.

Mächtige Felsblöcke, welche zu beiden Seiten die Wiesenfläche unterbrechen, heben noch den malerischen Reiz, und geben dem weiten farbenreichen Bilde einen kernigen Charakter.

Die Gründung des Schlosses Loches muß wohl in die frühesten Zeiten der französischen Monarchie zurückgeführt werden, davon zeigt schon seine Bauart.

Umgaben das eigentliche Schloß doch seit den ältesten Zeiten umgeheuere, mit Zinnen gekrönte Ringmauern, von mehr als sechs Ellen Stärke. Dann kamen, nach Außen hin, Wälle und Gräben, von runden Thürmen flankirt, die mit Wurfgeschossen versehen waren.

Das Hauptthor schützten ebenfalls vier Thürme und eine Zugbrücke, über die hinweggelangt, sich ein zweites und drittes Thor—jedes mit gewaltigen Fallgittern versehen—den Schritten des kühnen Eindringlings entgegensetzten.

Der interessanteste Theil des Schlosses aber war jedenfalls der Donjon—ein hohes viereckiges Gebäude—welches thurmähnlich die ganze Burg überragte.

Es ist schwierig, die Epoche zu bestimmen, in welche die Erbauung dieses Schloßtheiles fällt. Mehrere gelehrte Alterthumsforscher haben diesen bemerkenswerthen Bau dem Grafen Nerra von Anjou, der in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts lebte, zugeschrieben, obgleich sein zwar derber, aber doch zugleich eleganter Styl mit seinen zierlichen Pylastern mehr für das zwölfte Jahrhundert zu sprechen scheint, in welchem die militärische Architectur schon mehr ausgebildet war.

Der Donjon von Loches erhebt sich hundert und zwanzig Fuß über den Gipfel des Hügels. Man kann ihn in zwei Abtheilungen theilen, nämlich in den Hauptthurm, der ein längliches Viereck von ungefähr hundert Fuß Länge bis dreißig Fuß Tiefe bildet, und in einen zweiten ähnlichen Thurm, der aber weit kleiner ist und sich gewissermaßen nur als Vorposten an ersteren anlehnt.

Letzterer Thurm hatte anfangs dieselbe Höhe wie jener; heutzutage ist er sogar ein wenig höher; seine Dimensionen mögen die Hälfte des Hauptthurmes betragen, von dem er als die Vorhalle zu betrachten ist. Wenn man diesen kleineren Thurm betritt, bemerkt man noch die Spuren einer Treppe, deren Stufen,—sie sind jetzt weggenommen worden—auf einer Doppelmauer ruhten, in welcher man gewölbte Arkaden angebracht hatte; diese Treppe, die durch mehrere kleine Fenster Licht erhielt, endigte sich trichterförmig an einer Thüre, welche mit dem ersten Stockwerk des großen Donjons in Verbindung stand. Zu gleicher Zeit diente sie aber auch als Eingang zu einem sehr geräumigen Gemach, dessen gepflasterter Fußboden auf einer steinernen Wölbung ruhte. In dem zweiten Stockwerke befand sich eine Kapelle mit einem nach Osten zu liegenden Altare. Eine dritte Etage, die jetzt nicht mehr eristirt, befand sich über diesem Betsaal.

Das Schloß Loches war von jeher wegen seiner hohen Wälle, tiefen Gräben und starken Ringmauern, seiner mit Zinnen versehenen Thürme, seiner Zugbrücken, eisernen Thüren, Fallgitter, bedeckten Wege und der doppelten Umgürtung seiner Fortification eine der furchtbarsten Festen Frankreichs. Es bot den Personen, die es bewohnten, wenn auch nicht eine angenehme Residenz, doch wenigstens eine sichere Zufluchtsstätte dar. Und solche Festungen waren zu einer Epoche von Wichtigkeit, in welcher die Könige, gleich den großen und kleinen Feudalherren, ewig damit zu thun hatten, sich entweder gegen überseeische Invasionen, oder gegen die Angriffe benachbarter Seigneurs zu vertheidigen, die, in Abwesenheit der Engländer, für gut fanden, sich gegenseitig zu bekämpfen, um ihren Haß und ihre Raubgierde zu sättigen,... sich wohl auch unter einander zu verbinden, um der königlichen Macht Abbruch zu thun.

Wohl auch fesselten die Schönheiten des Landes und die großen, an herrlichem Wild so reichen Waldungen die französischen Könige an Loches. Der heilige Luwig, Philipp der Schöne, Johann II. und namentlich der Wütherich, Ludwig XI., brachten hier einen großen Theil ihres Lebens zu.

Auch Ludwig XIV. hatte sich in der letzten Zeit hierher begeben. Der jetzt allmächtigen Herzogin von Fontanges war selbst Versailles langweilig geworden. Man kannte sie hier, die zauberhaft schöne „Marmorstatue" — wie man sie, ihrer äußeren Erscheinung nach, am Hofe nannte —man kannte sie hier genügend, und ihre unbegränzte Eitelkeit fand daher nicht mehr die gewünschte Nahrung. Die reizende Geliebte des Königs, der selbst die endlosen Schmeicheleien des Hofes nicht mehr genügten, wollte neue Bewunderer. In Paris und Versailles, in Marly und Saint Germain glänzte die Sonne der Schönheit: Marie Angeline Scoraille de Rousille, Herzogin von Fontanges in dem Zenith ihrer Herrlichkeit und Macht; ......aber......auch das übrige Frankreich sollte sie bewundern und anbetend ihr zu Füßen sinken;.........darum hatte sie den König vermocht, mit ihr und dem ganzen Hofe Orleans, Blois, Tours, Angers und Nantes zu besuchen, wogegen Ludwig auf der Rückreise zu Loches anhielt und hier —der prächtigen Jagden halber — für längere Zeit seinen Hof aufschlug.

Dieser Aufenthalt freilich war der schönen Fontanges gerade nicht sehr angenehm. Was sollte sie auf dem einsamen Loches? Hier war wenig zu glänzen! Die Stadt und der Umgegend hatte sie sich bald gezeigt;—der umwohnende Adel aber war nicht zahlreich und dabei weniger geschmeidig und schmeichlerisch als der Hof; ja wenn dieser—gewohnt seinen König selbst beständig in den Fesseln einer Geliebten schmachten zu sehen—Angeline von Fontanges mehr fast als der Königin huldigte, so hielt sich der rauhere, noch weniger verdorbene Landadel oft mit Kälte und abstoßender Strenge zurück.

Freilich gab der König, seiner schönen Geliebten zu Ehren, Feste auf Feste: Jagden, Spiele, theatralische Darstellungen und ländliche Bälle, bei welchen er sich freute, wenn Angeline recht glänzen konnte; ihr aber deuchte es doch öde und leer auf der alten ungeheuerlichen Burg; ....ja es überkam sie oft Furcht und Bangen in den weiten unheimlichen von einer finsteren Pracht strotzenden Gemächern. Gingen doch auf dem Schlosse und in der Umgegend Sagen genug von Gräuel, die hier begangen worden,......... von Geistern und Gespenstern, die sich hier noch immer in den alten Thürmen und Gemächern zeigen sollten.

Es war nur ein Glück, daß Angeline neben ihrem königlichen Geliebten in dem Herzog von Saint-Aignan einen so heiteren Freund an der Seite hatte. O! er war ihr hier in dem finsteren Loches doppolt willkommen mit seinen tausend und abermals tausend Geschichten und Anecdoten, mit seinen Witzen und seiner unerschöpflich heiteren Laune. Wie gerne aber ließ sie sich auch—aus Dankbarkeit dafür—von dem Herzoge leiten, der ja ohnedem unbedingt ihr größter Verehrer, ihr enthusiastischster Bewunderer war.

Aber freilich.........sie hatte eine solche fortwährende Zerstreuung jetzt auch nöthiger denn je; nicht allein des Aufenthaltes in dem finsteren gespenstischen Schlosse wegen, sondern in Folge einer viel peinlicheren Sache.

Regte sich doch, in unbewachten Augenblicken, etwas in Angelinens Brust, das gar nicht mit dem glücklichen Leben, welches sie nach Außen hin führte, übereinstimmen wollte. Es war die Stimme des Gewissens, die in ihr erwacht war... und—wie oft auch betäubt—immer wieder erwachte, zumal wenn ihr im Traume oder im Wachen die Bilder ihrer guten Mutter, des alten treuen Lehrers, Pater Hiläre,......oder gar das blutige Gespenst Gauthiers vor die Seele traten.

Und.........Gauthiers schrecklichen Tod —sie hatte ihn erst später erfahren— konnte sie nicht vergessen, so sehr sie sich auch in die Wogen der rauschendsten Lust, ...so sehr sie sich auch in die Arme des Leichtsinns stürzte und in dem stolzen Gefühle der übersättigtsten Eitelkeit, mit der Liebe eines Königs und der Pracht und der Herrlichkeit einer Fürstin, betäubte.

Himmel! sie war ja doch und blieb in gewisser Beziehung Gauthiers Mörderin! Ihr Leichtsinn, ihre Untreue ihr, Abirren von dem Wege der Tugend hatte sein treues reines Herz zur Verzweiflung...... ihn selbst in den Tod getrieben!

Freilich rang und kämpfte sie solche Gedanken so viel sie nur konnte, in sich hinab,......übertäubte sie durch Lust und Zerstreuung jeder Art;......aber......sie kamen hie und da doch wieder.........und dann stieg eine bleiche blutige, in Leichentücher gehüllte Gestalt vor ihrer Seele auf, hinter der gewöhnlich jene ihres alten Lehrers stand, der, den Finger warnend aufhebend, mit Grabeston die Worte rief: „da du Gott verlassen, wirst du untergehen in ewiger Nacht!"

Und diese unseligen Gedanken und diese unseligen Phantasiegebilde kamen Angeline jetzt, auf dem alten unheimlichen Felsenneste Loches mehr denn je. Wie gerne hätte sie es verlassen; aber der König erfreute sich so sehr an den herrlichen Jagden der umliegenden Gegend, daß sie es nicht wagte, so schnell auf die Rückkehr nach Versailles zu dringen, zumal sie selbst die Ursache gewesen, daß man dieses verlassen.

Aber beteuben mußte sie wenigstens ihr Gewissen, und so schuf ihre innere Unruhe und Angst täglich neue Feste.

Auf heute war sogar—obgleich die übliche Zeit dazu längst vorüber war und der Sommer über der Erde lag—ein Mummenschanz angesagt worden. Der Gedanke hatte Ludwig XIV. in sofern gefallen, als er—entfernt von Paris und Versailles—bei dieser Gelegenheit einmal alles Ceremoniell für Stunden abwerfen konnte;.........vielleicht auch hatte der Monarch noch andere Dinge dabei im Auge. Kurz.........er ging bereitwillig auf den desfallsigen Wunsch seiner schönen Geliebten ein, nur mit der Bedingung: daß auch der umliegende Adel, ja selbst die angeseheneren Bewohner der Stadt Loches daran Theil nehmen sollten.

Um indeß seiner königlichen Würde— auf die ja Ludwig XIV. so viel und so strenge hielt—nichts zu vergeben, gingen die Einladungen von der Herzogin von Fontanges aus. Seine Majestät—sagte dabei das Gerücht—würden sich von dem Feste fern halten.

So kam der Abend heran. Zwei der alten ungeheuren Säle waren vorgerichtet worden, um die verkleidete und maskirte Menge aufzunehmen. Der eine war von oben bis unten in seiner ganzen Ausdehnung mit Holz getäfelt, in welches mit Reben behangene Bachusstäbe und Reliefs geschnitzt waren, die in reicher Vergoldung glänzten. An der Decke bemerkte man mit cicelirten Figuren versehene Querbalken, die von geflügelten Teufelchen getragen wurden, welche schreckliche Grimassen zogen und mit ihren Hinterköpfen als Karniese das schwerfällige Gesims dieses gothischen Bauwerks unterstützten. Die Einfassung des Kamins ruhte auf den kräftigen Schultern zweier Kariatyden—abscheuliche Ungeheuer, wie sie wohl die bizarre Phantasie der Architecten der Zeit Ludwigs XI. geschaffen. Auf den herausgestreckten Zungen dieser Kariatyden wie auf den Kronleuchtern brannten Kerzen von gelbem Wachs, welche mit ihrem bleichen Glanze den weiten düsteren Saal kümmerlich erleuchteten. Uebrigens war Alles frottirt, polirt glänzend; Bürsten und Besen waren in Thätigkeit gewesen, die Decken, Ecken und Gesimse von dem Staube und den Spinngeweben zu befreien, die seit langen Jahren hier ihr einsames Regiment geführt.

Was den anderen Saal betraf, der reicher geziert als der erste und mit schwarzem und weißem Marmor getäfelt war, so hatte man ihn mit flandrischen Teppichen und kostbaren Fenstervorhängen geschmückt. An den Wänden hingen, statt des Holzgetäfels, außerordentlich große und sorgfältig gestickte Tapeten, welche verschiedene Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu Christi darstellten;.........in der That eine eigenthümliche Verzierung für einen Ballsaal—so eigenthümlich, als die Zeit selbst, in der man auch......... beten und sündigen, beichten und morden, Religion und Sittenlosigkeit wunderlich durcheinander warf.

In einem angränzenden Gemache hatte die Musik ihren Platz gefunden.

Jetzt wurden die Säle eröffnet, und sogleich drängten sich Hunderte von Masken herein.

Welch' ein Geschwirre!

Alle diese buntscheckigen grotesken Costüme glichen einem gewaltigen, auf zauberhafte Weise aus menschlichen Figuren zusammengesetzten Mosaikwerke.

Alles was Gold, Sammt, Seide oder —bei den weniger reichen Klassen—Flittergold, Felbel, Taffet und sonstige bunte Stoffe an Närrischem.........oder auch an Feinheit, Auswahl, Glanz und Reichthum darbieten konnten, war hier verschwendet. Bunt und lustig wogte es durcheinander, summend und lachend, quickend und näselnd!

Ueberall Anreden, Geschrei, lustiges Gefrage: Alles drängte, stieß, arbeitete sich durch, kam und verschwand im bunten Spiele der wogenden Menge.

Aber der König war noch nicht von der Jagd zurückgekehrt und Angeline wollte die Säle nicht betreten, bevor sie nicht ihren königlichen Geliebten begrüßt.

So saß sie,—etwas verstimmt über das Warten—gehüllt in die von Goldstickereien und Edelsteinen strotzenden Gewänder einer Juno, in einem jener altmodischen aber kostbaren Sesseln, wie sie Loches vielfältig aufzuweisen hatte und auf welchen vielleicht einst schon Philipp der Schöne gesessen.

Ihr Gefolge, den ganzen Olymp darstellend, befand sich in dem geöffneten Nebenzimmer.........nur eine Person stand, die Gesichtsmaske in der Hand, wenige Schritte von ihrem Fauteuil. Es war der Herzog von Saint-Aignan, dem das Costüm des Mars so reizend stand, als Angelinen jenes der Götterkönigin.

Wie immer spielte ein feines Galanterie und Artigkeit verkündendes Lächeln um seine hübschen Züge,—ein Lächeln, das augenscheinlich diesmal bemüht war, sein liebliches Gegenüber ebenfalls heiter zu stimmen.

Aber es wollte dem Herzog nicht recht gelingen. Angeline von Fontanges war ungeduldig. Noch kam der König nicht ....und.........sie sehnte sich aus den trüben gewölbten unheimlichen Hallen, die, für die Dauer ihres Aufenthaltes in Loches, hier ihre Wohnung bildeten, hinüber nach den Sälen, in welchen bereits die Musik rauschte und tolle zerstreuende und betäubende Lust mit heiterem Uebermuthe ihre Flügel schlug.

Ja, ja! sie sehnte sich hinüber, um sich zu berauschen in dem Staunen der Menge, das ihre, in der That einer Königin gleiche Erscheinung hervorbringen mußte; ......sie sehnte sich hinüber und zwar um so mehr, als gerade heute wieder die albernen Gedanken an die Mutter, an Pater Hiläre und Gauthier sie verfolgten.

Angeline hatte bisher nur halb auf die Schmeicheleien des Herzogs von Saint-Aignan gehört. Ihre kleine Hand spielte mit dem purpurnen Gewande, das leicht von ihren herrlichen Schultern herabfiel, und in dessen breitem goldgesticktem Rand eine Menge Edelsteine kunstvoll eingewirkt waren.

So hatte die kleine unschuldige Marie Angeline Scoraille de Rousille einst in den Thälern der friedlichen Limagne mit Kieselsteinen gespielt.

Alle diese Kostbarkeiten gehörten jetzt ihr.........sie war am Hofe des mächtigsten Herrschers damaliger Zeit nicht nur Königin der Schönheit, sondern fast die Königin selbst........aber.......aber......

Herzog!—sagte Angeline von Fontanges jetzt, und eine innere Aufgeregtheit ließ sich bei der, sonst nach Außen immer so Marmorkalten nicht verkennen.—Herzog! Sie haben doch immer Geschichten und Anecdoten die Fülle bereit.........ich bitte Sie, erzählen Sie mir eine. Die Langweile bringt mich sonst in diesem finsteren ungeheuerlichen Rattenneste noch um!

Mit Vergnügen, hohe Königin des Himmels und der Schönheit!—entgegnete Saint-Aignan mit leichter gefälliger Verbeugung—und wir können noch dazu gleich auf diesem finsteren Rattenneste bleiben.

Wie so?—frug die Herzogin zerstreut.

Weil auf Loches schon einmal ein ganz ähnliches Fest, wie das heutige stattgefunden.

In der That? Sie machen mich neugierig. Und wer gab es?

Der Vorfahre des großen Königs, der Ihnen, reizende Göttin der Schönheit, zu Füßen liegt.

Und welcher?

Ludwig XI.

So erzählen Sie!

Angeline winkte aus dem Hintergrunde des Zimmers einen Pagen her, der dem Herzoge ein Tabouret—einige Schritte von ihrem Sessel entfernt—hinstellte. Der Herzog ließ sich—fein lächelnd, mit einer Verbeugung—auf dasselbe nieder. Dann sagte er, einen wunderbar glühenden Blick auf Angeline richtend:

Sie befehlen also?

Ich bitte darum!—entgegnete Jene, während, von dem Blicke des Herzogs getroffen, ein tiefes Roth über ihr Antlitz lief. Es mußte etwas Eigenthümliches in diesem Blicke gelegen haben.

Angeline senkte das Haupt und spielte wieder mit den kostbaren Steinen.

Der Herzog hub an:

Sie wissen, erhabene Frau, daß Karl VII. das Schloß von Loches zu einer königlichen Residenz erhob. Es befindet sich ja hier noch in dem sogenannten „Agnesthurme" das Grabmal der reizenden Agnes Sorel, der Geliebten des Königs.

Ich weiß es!—versetzte die Herzogin von Fontanges.—Die Canonici der Domkirche von Loches suchten zu verschiedenen Zeiten um die Erlaubniß nach, das Mausoleum der schönen Agnes Sorel aus dem Chor in einen anderen Theil der Kirche verlegen zu dürfen. Seine Majestät sprachen mit mir erst gestern davon.

Es hinderte durch seine ungewöhnliche Größe die Ceremonien des Gottesdienstes.

Und des Königs Vorgänger wollten nicht nachgeben, bis unser erhabener und geliebter Herr, Ludwig XIV., seine Einwilligung ertheilte......

Und die Translocation stattfand.

Aber Sie wollen mir doch wohl nicht von den Grabmälern hier in Loches erzählen?

Gewiß nicht! der Göttin der Schönheit und Liebe, will ich Erinnerungen der Liebe weihen!—sagte der Herzog, und wieder flog ein eigenthümlicher Blick zu Angelinen hinüber.

Die Steine parirten ihn. Der Herzog fuhr fort:

Nach dem Tode Karls VII. blieb das Schloß von Loches fortwährend eine königliche Residenz. Unter Ludwig XI. indessen, diesem düsteren und falschen, abergläubigen und grausamen Fürsten, fanden darin nicht mehr so viele anmuthige und heitere Ereignisse wie früher statt. Dennoch begab er sich zuweilen mit seinem ganzem Hofstaate hierher, und dann erinnerten wohl die Feste, die hier gefeiert wurden, wie zum Beispiel die des Jahres 1465, wenn auch mit gewissen düsteren Nüancen an die heiteren Lustbarkeiten des vorigen Regenten.

Niemals aber hatten wohl die Glocken, die Trommeln der Kriegsleute und der furchtbare Schall der Kanonen auf den Schloßwällen, die Bewohner von Loches so in Aufregung gesetzt, als dies am 3. Februar des Jahres 1465 geschah. Der gute König Ludwig XI., welcher in äußerst fröhlicher Laune erwacht war, rief seinen vertrauten Kammerdiener Doyat, und sagte zu ihm: „Geh' hinunter zu meinen Bürgern und Bauern und verkündige ihnen meinen Willen, welcher lautet: daß sich heute ein Jeder erlustigen soll, so lange, bis er nicht mehr kann." Das war mehr, als es bedurfte, um eine nach rauschenden Vergnügungen gierige Umwohnerschaft in Bewegung zu setzen. Mit Hast und Geschäftigkeit umdrängte man sofort deu Gesandten, als er vom Schlosse herabkam; mit Begeisterung

wurden die Worte aufgenommen, welche den Bewohnern von Stadt und Land befahlen, sich zu amüsiren! Es war ein Glück, ein Geschrei, ein Freudengeheul, daß das Himmelsgewölbe fast erschüttert hätte. Ohne Zeitverlust eilte man, jauchzend und lärmend an das Werk. Man brach die Sparbüchsen auf und nahm das Ersparniß eines ganzen Jahres heraus......da nun doch einmal Fasching gekommen war und—was unter Ludwig XI. selten genug—eine Freudenzeit, so mußte diese auch unter Bachanalien, Mummerei und Mysterien gefeiert werden. Reiche und Arme, Adlige und Bauern, Troubadours und Scholaren, alle beeilten sich um die Wette, den Befehlen des Königs nachzukommen!

Und das geschah' hier und von dem finsteren Ludwig XI.?—frug die Herzogin erstaunt.

Ja!—entgegnete Saint-Aignan—und fällt Ihnen dies auf, schöne Frau? Haben wir nicht heute hier ein ähnliches Fest? und ist es nicht der ernste, auf seine königliche Würde so eifersüchtige Ludwig XIV. der es gibt?

Auf meine Veranlassuug!—sagte die Herzogin—und der König wird ihm nicht beiwohnen.

Wer kann das wissen? meinte Saint-Aignan.

Vielleicht hat dies Ludwig XI. auch zu der reizenden Gräfin von Sassenages, der Geliebten seines Herzen, gesagt.

Die Herzogin horchte auf.

Erzählen Sie weiter!—bat sie dann; aber ihre Hand ließ das Purpurgewand mit den Steinen sinken und ihre Aufmerksamkeit wandte sich sichtlich dem Erzähler zu. Der Herzog fuhr fort:

So wurde denn der ganze Tag in Mummenspiel, in Possen, Schwänken und moralischen Darstellungen zugebracht, welche letztere der Schöngeist jener Zeit, der sehr gelehrte Claudius Alaudel, angefertigt hatte, der an diesem Tage von dem Könige in höchst eigener Person viele Complimente nebst einer guten Belohnung empfing.

Am Abende sollte alsdann Ball bei Hofe sein, an welchem die schöne Gräfin Elfriede von Sassenages, die mächtige Freundin und Liebste des Königs, als Souverainin herrschte.

Vorher aber war folgendes noch vorgegangen.

Vom Schloßthurm hatte die Glocke so eben die neunte Morgenstunde angekündigt. Ludwig XI. saß bequem auf seinem langen Wappensessell, als sein vertrauter Barbier mit dem verzierten Becken und der spanischen Seife in das Gemach trat.

Vorwärts, spute dich, fuhr ihn der König hart an, denn es verlangt mich, die Ergötzlichkeiten meiner Lieben und Getreuen mit anzusehen.

Der das Scheermesser führende Liebling, der seinen königlichen Kunden genau kannte, sowie die günstigen Augenblicke, wenn er irgend eine Forderung an ihn stellen durfte, ging sogleich an's Werk, um die Functionen seines Standes zu erfüllen. Nachdem er das abgemagerte Gesicht des Königs gehörig eingeseift hatte, befürchtete er nicht mehr in seinem Verlangen unterbrochen zu werden und sagte zögernd:

Sire......

Hum, hum......brummte der König.

Sire, Ew. Majestät haben bereits die Güte gehabt, den Spottnamen Olivier der Teufel durch den Olivier le Daim zu ersetzen.........Jetzt.........wenn ich wagen dürfte......

Hum, hum, brummte der König von Neuem, indem er mit dem Kopfe schüttelte und den Mund nicht zu öffnen wagte, aus Furcht Seifenschaum zwischen die Lippen zu bekommen.

Wenn ich wagen dürfte,—fuhr Olivier le Daim fort—so würde ich Ew. Majestät bitten, in ihren Gunstbezeugungen gegen mich fortzufahren.

Ludwig XI. warf ihm einen finstern Blick zu.

Olivier aber, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, ergriff mit der linken Hand die Nase Sr. Majestät und indem er mit der rechten das Messer an die Oberlippe des Königs legte, sagte er ruhig: Sire, der Graf von Meulan ist so eben ohne Nachkommenschaft gestorben; die Grafschaft ist vacant......

Die Pest über den Schinder! rief Ludwig XI., indem er sich aus den Händen seines Barbiers befreite......wirst du bald aufhören mich zu langweilen?

Die Grafschaft Meulan ist ohne Besitzer, wiederholte Olivier le Daim, indem er das Rassiermesser an den Hals des Königs setzte; sie würde gewiß in den rechten Händen sein, wenn sie in den Besitz einer Person käme, welche in so innigem Verhältniß mit Ew. Majestät steht und deren Sorgfalt dieselbe täglich das Kostbarste überläßt, nämlich den erlauchten Kopf selbst.

Diese Worte machten den König beben; der Barbier bemerkte es und indem er mit dem Messer über das Gesicht des Königs strich, fuhr er fort: Sire, ich wage mir das rühmliche Zeugniß zu geben, der treueste Unterthan Frankreichs im Dienste Ew. Majestät zu sein. Um dies zu beweisen, bin ich jeden Augenblick bereit mein Leben für Sie zu opfern; zur Belohnung meiner Treue und Ergebenheit aber flehe ich Ew. Majestät unterthänig an, gewähren Sie mir die Bitte, welche ich so eben an Sie zu richten wagte.

Das Kinn des Königs war glatt, und der Barbier warf sich seinem Herrn zu Füßen.

Ludwig XI. stellte sich mit flammenden Blicke vor den listigen und verwegenen Bartkünstler und schrie ihn an: Was soll das heißen, du Schlingel!......... du verdientest, daß ich dich für deine Vermessenheit bestrafte und meinem Gevatter Tristian übergäbe, damit er Dich von meinem Pathchen liebkosen ließe!........ Aber nein, Spitzbube, das will ich nicht thun, denn ich bedarf deiner Dienste..... Ich erhebe Dich also zum Grafen von Meulan.

Unterthänigen Dank, Sire!

Ja, aber eine Bedingung habe ich.....

Sprechen Sie, Sire, ich bin Ihr unterthäniger Diener.

Von dir ist jetzt nicht die Rede.

Von wem denn?

Höre, Schurke, komm hieher......... du kennst das hübsche Bürgermädchen, das am Jakobsthore wohnt?

Mit den prachtvollen blauen Augen, der hohen Haltung, den Sammethändchen?

Ganz recht.

Es genügt, Sire; ich verstehe Ew. Majestät.

Doch daß Du nicht etwa für Deine eigene Rechnung handelst, verdammter Gauner!

O, Sire, ich bin zu wohlgezogen, als daß ich den Vortritt vor meinem Herrn nehmen sollte.

Was sagst Du?......schrie Ludwig XI., indem er ihn scharf anblickte.

Ich wiederhole Ew. Majestät meine stete Unterwürfigkeit.

Noch ein Wort, Lümmel von Graf! ......Du wirst Sorge tragen, daß die Säle und großen Gemächer zu dem heutigen Ball eingerichtet werden; Frau v. Sassenages soll heute Abend mit dem ganzen Hofe darin tanzen.

Sehr wohl, Sire.

Das ist noch nicht Alles. Vergiß nicht das junge Mädchen, das ich deiner Sorgfalt anvertraue, verkleidet hieherzuführen. Geh' jetzt und besorge deine Aufträge schnell und geschickt.

Olivier le Daim verneigte sich zur Erde und trat ab.

Am Abend also begann Spiel und Tanz. Die Anreden, das Geschrei und lustige Gefrage fing an, man stieß und drängte sich, flog von Einem zum Andern und die belebte Menge wälzte sich, inmitten eines durch rauschende Tänze noch vermehrten Lärmens, von Saal zu Saal, von Gemach zu Gemach.

Aus diesem lustigen und thörigten Treiben hatten sich indeß zwei, wie Mönche gekleidete Masken in eine gewölbte Fensterbrüstung zurückgezogen und, indem sie von hier aus der wogenden Menge zusahen, unterhielten sie sich mit leiser Stimme.

Du hast also meine Befehle ausgeführt?

Ich habe sie gesehen und gesprochen.

Bist du sicher, daß sie kommen wird?

Ja wohl.

Wie ist ihr Costüm?

Sie geht als Fischermädchen gekleidet, trägt ein grünseidenes Netz, einen Ueberwurf vou schwarzem Taffet und ein Häubchen von blauem Sammet mit silbernen Eicheln.

Gut.........wie heißt das Erkennungswort?

Liebe und Treue.

Sehr schön!...... Jetzt entferne Dich ....Halt! noch ein Wort: der Graf von Maulevrier wird nicht kommen:..... Du stehst mir dafür?

Unterthänigst......

Nichts von Unterthänigkeit, Titulaturen und Ehrfurcht, du Dummkopf! Willst du, daß man mich erkenne? Also sprich klar und bündig.

Nun, ich habe es Ihnen ja gesagt: Sie tragen das Costüm des Grafen...... sie wird Sie für ihn halten.

Sie liebt ihn also sehr?

Sie ist ganz vernarrt in ihn.

Sie ist sehr schön, nicht wahr?

Schön wie ein Engel! Ach, Sie habeu guten Geschmack.

Jung?

Achtzehn Sommer zählt sie kaum.

Geh' Teufel, geh'! du wirst mich in ewige Verdammniß bringen!.........Wieviel Paternoster werde ich beten müssen!

Einer der Mönche entfernte sich und verschwand in der Menge.

Zehn Minuten später verließen zwei Masken den Ballsaal und gelangten, nachdem sie eilig eine Wendeltreppe hinaufgegangen waren, in ein kleines Stübchen. Es sah aus, wie das Zimmer eines Kammerdieners oder Pagen, und war bestimmt das kleinste und abgelegenste Gemach in diesem ganzen Schlosse. Die beiden Masken ließen sich sogleich auf eine gepolsterte Ruhebank nieder, dann sagte die eine von ihnen: der Graf von Meulan hat Ihnen wohl versprochen, zu schweigen, Messire?

Bei seiner Seele, meine Schöne.

Warum verstellen Sie also Ihre Stimme?

Die Klugheit gebietet es.

An einem so geheimen Orte?

Haben wir nicht ein Erkennungswort?

(Fortsetzung folgt.)

Die Feder und das Tintefaß.

Das Zimmer eines berühmten Schriftstellers war eines Abends der Schauplatz eines erbitterten Streites. Der Herr war nicht zu Hause, und so hatten, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, die der Herrschaft des Meisters ledigen dienstbaren Geister freien Spielraum. Auf dem Schreibtisch wurde es lebendig, das Tintefaß rühmte sich den andern dort befindlichen Schreibutensilien gegenüber seiner Bedeutung:

„Welche herrlichen Schöpfungen sind schon aus mir hervorgegangen", sprach es stolz und selbstgefällig, „welche Meisterwerke berge ich noch in meinem Schooße? Noch kenne ich sie selbst nicht, aber ich bin überzeugt, sie werden, sobald sie nur erscheinen, allgemeine Bewunderung erregen. Ein einziger Tropfen der Flüssigkeit, welche ich berge, ist hinreichend, die Hälfte einer Seite mit Schriftzügen zu bedecken, und welche erhabenen und tröstenden Gedanken können auf einer halben Seite enthalten sein! Der Autor, der sich sonnt in der Bewunderung der ganzen Welt, verdankt mir seinen Ruhm. Durch mich entstehen die Gestalten seiner tapfern Ritter und holden Fräulein, durch mich erwachen die alten Kaiser, die Helden von der Tafelrunde aus ihrer Gruft, durch mich erwacht die heitere Mythe, ziehen die Götter wieder in ihre längst gestürzten Tempel. Ist es nicht im höchsten Grade merkwürdig, daß ich alle diese Wunder vollbringe, ohne sie zu kennen und zu begreifen?"

Wenn Du im Stande wärest gehörig nachzudenken", nahm die Feder das Wort, „so würdest Du erkennen, daß Deine Aufgabe weiter nichts ist, als die Flüssigkeit zu bewahren, welche mir nöthig, um auszudrücken, was ich der Welt zu verkünden habe. Ich, die Feder bin es, welche schreibt, das erkennen die Menschen auch an, denn ihr Lob oder ihr Tadel trifft stets die Feder, niemals aber das Tintefaß eines Schriftstellers, und die Menschen sind doch sicher competentere Richter in Sachen der Poesie, als ein altes thörichtes Tintefaß?"

„Dir fehlt die Erfahrung", entgegnete das Tintefaß. „Du bist höchstens eine Woche im Gebrauch, man muß Dir etwas zu Gute halten. Freilich wird es Dir auch nicht gelingen, Deine Ansichten zu berichtigen, denn da Du schon mehr als zur Hälfte abgenutzt, wird Dein Dasein nicht mehr lange währen. Du hältst Dich für den Autor selbst; ach! Du bist nichts, als ein armer Sklave. Ich habe schon eine große Anzahl Deines Gleichen hier gekannt, sowohl aus der Familie der Gänsekiele wie der Stahl- und Kupferfedern. Sie haben alle in meinen Diensten gestanden, wie viele ihrer Nachfolger noch in meinen Diensten stehen werden."

„Du Tintenscherber", sagte verächtlich die Feder. Das Tintefaß wollte darauf mit einer noch weniger schmeichelhaften Bezeichnung der Feder antworten, wurde aber unterbrochen durch den Eintritt des Schriftstellers. Er kam aus einem Concert, Kopf und Herz noch erfüllt von den soeben vernommenen köstlichen Melodien. Ein Künstler hatte der Geige magische Töne entlockt. Bald glaubte man das Murmeln des sich zwischen lachenden Wiesen hindurchschlingenden Silberbaches zu vernehmen, bald das Zwitschern der Vögel unter blüthenreichem Laubdach, dann wieder erklang es wie das Grollen des Donners, der widerhallend sich in den Bergen bricht. Es schien, als ob nicht die Saiten der Violine erzitterten, sondern als ob man die Bewegungen eines lebendigen, fein organisirten Wesens vernehme. Von selbst schien der Bogen über die Saiten zu gleiten, es war, als gehorche die Geige einem geheimnißvollen Zauber und bringe aus eigner Macht diese wunderbaren Töne hervor. Der Künstler feierte seinen höchsten Triumph, indem er durch die Kraft seines Genies sich selbst und den Meister vergessen ließ, dessen Tonschöpfung er so seelenvollen Ausdruck verliehen.

Der Dichter aber vergaß ihn nicht, der Gedanke erfüllte ihn, nahm Form und Gestalt an, und nach Hause zurückgekehrt entwarf er einen Auffatz: „der Meister und sein Instrument", den er mit folgenden Worten einleitete:

„Wie thöricht wären der Bogen und die Geige, wenn sie sich das Verdienst des Musikers aneignen wollten, wie thöricht dieser, wenn er die Ehre des Erfolges allein für sich in Anspruch nähme, ohne des eigentlichen Tonschöpfers zu gedenken. Und dennoch, thun wir Menschen nicht Aehnliches an jedem Tage?

Der Gelehrte, der Dichter, der Künstler, der Erfinder, alle, alle wähnen wir uns groß und bedeutend, sind stolz auf das, was wir geleistet, und bedenken nicht, daß wir nur Werkzeuge sind, deren Gott sich bedient zur Erreichung seiner erhabenen Zwecke. Ihm allein gebührt Preis und Ehre, wir haben keinen Grund uns zu erheben."

„Das geht auf Dich," sagte die Feder zum Tintefaß, als sie wieder allein waren, „Lies, was ich geschrieben habe."

„Was ich Dich habe schreiben lassen, sage lieber," entgegnete das Tintefaß, „es ist ein Schlag, den ich deiner Eitelkeit versetzt habe."

Sie setzten ihren Streit noch eine Zeit lang fort, bis Jeder glaubte, seinen Feind genügend gekränkt zu haben und in dieser angenehmen Gewißheit einer süßen Nachtruhe genoß.

Der Dichter aber schlief nicht. In seinem Geiste wogten die Gedanken, von neuem vernahm er das Murmeln der Silberquellen, das Rauschen der Bäume. Höher fühlte er sein Herz schlagen, fühlte sich belebt von einem Strahl des göttlichen Lichtes und erkannte abermals gern und freudig an, wem der Ruhm und die Ehre gebührt in Ewigkeit. Daß er dies anerkannte, war das sicherste Zeichen seiner hohen Begabung. Die wahre Größe ist demüthig und bescheiden; der Schriftsteller erkannte von wannen ihm die Gabe kommt—Tintefaß und Feder stritten sich ob ihrer Vorzüge.

Der Bärenritt.

Manche sonderbare „Jagdgeschichte" ist schon erzählt worden, die folgende ist durchaus verbürgt.

In dem Flecken St. Alban in Savoyen lebte ein Handwerksmann, welcher der Jagd nachzog und wegen seiner ungemeinen Jagdfertigkeit vom Herzog die Erlaubniß, frei jagen zu dürfen, erhalten hatte.

Einst ging er mit einigen Jagdlustigen, die Büchse auf dem Rücken, nach einem Felsen aus, in dessen Höhlungen eine Bärin mit ihren Jungen lagern sollte. Dort angekommen, stellte er seine, ebenfalls bewaffneten Gefährten an geeigneten Plätzen auf, er selbst aber schlich sich in das Thal hinab, und postirte sich mit seiner Büchse in die Nähe der Höhle.

Die Bärin mochte seine Annäherung bemerkt haben, denn plötzlich kam sie aus ihrem Lage herausgesprungen und stürzte auf ihn zu. Ueberrascht drückte er ohne Erfolg sein Gewehr ab und wollte schon dasselbe umwenden, um mit dem Kolben das wüthende Thier vor den Kopf zu schlagen, als der Bär ihm zuvorkam, ihn überfiel und geschwind das Gewehr aus der Hand drehte. Die Angst giebt Muth und macht oft tollkühn. Der Ueberrannte springt auf, faßt, keine andere Rettung sehend, einen desperaten Entschluß, schwingt sich schnell auf den Rücken des Bären, packt mit beiden Händen dessen lange Wollhaare und beißt mit seinen Zähnen sich fest in den Nacken des Feindes ein.

Darüber wurde der verblüffte Bär so toll und rasend, daß er mit ihm von einer Höhe, von einer unersteiglichen Klippe zur andern sprang und auf und ablief. Je größere Sprünge aber der Bär machte, um so fester hielt sich dessen Reiter. Der Bär wurde endlich so müde und athemlos, daß sein Bauch wie ein Blasebalg ging. Die auf dem Anstand stehenden Gefährten riefen dem Jäger zu, da sie meinten, er habe sich mit Fleiß auf den Bär geschwungen, und hielten ihn endlich, da er ihrem Zuruf kein Gehör schenkte, in ihrer Dummheit für einen Zauberer. Er aber sowohl als der Bär waren in großer Angst; dieser wegen seiner Last, jener wegen der Gefahr zu stürzen. Abzuspringen, durfte er nicht wagen, wenn er sich nicht der augenscheinlichen Gefahr aussetzen wollte, von seinem Reitpferde in Stücke zerrissen zu werden. Endlich hebt er sein Haupt auf, um zu sehen, an welchem Ende der Welt er wäre, und wie er mit Grausen bemerkt, daß sein Pferd so eben eine abscheuliche Klippe hinunterspringen will, läßt er sich sanft von seinem Rücken hinunter. Der Bär eilte, als er sich von seiner Last befreit fühlte, in großen Sprüngen davon. Der Jäger hingegen suchte den Weg zu seinen Gefährten; allein er war schon zu weit in die Wildniß hineingeritten, und kam erst gegen Abend an die Höhle zurück; daselbst traf er zwei junge Bären vor Hunger brummend an und nahm sie mit sich.

Nicht weit davon kamen ihm die Gefährten, die ihm überall nachgespürt hatten, über seine glückliche Rückkunft erfreut, entgegen, führten ihn frohlockend nach Hause und Jedermann verwunderte sich über diesen Ritt.

Bestrafter Hochmuth. Ein Herzog kam an einem Sonntage nach Hamburg, und wollte bei der Durchreise seinen Banquier sprechen. Als jener vernahm, daß dieser sich in der Kirche befinde, ging er auch dahin, seine Andacht zu verrichten. Kaum hatte er einen Stuhl in Besitz genommen, als sich ein aufgeblasener Handlungsdiener neben ihn stellte, der den Herzog im Reisehabit über die Schulter ansah. Bald darauf ließ sich in der Ferne der Klingelbeutel hören, und ohne auf seinen Nachbar zu achten nahm der Herzog einen Thaler aus seinem Beutel, und legte ihn vor sich hin. Der Handlungsdiener merkte die ihm unbegreifliche Freigebigkeit, und legte, es als eine Aufforderung sehend, einen Dukaten vor sich hin. Nun kannte der Herzog seinen Mann, und um den Spaß noch weiter zu treiben, legte er zwei Dukaten, jener 3, dieser 4 vor sich, und so steigerten sie sich bis auf 10 Dukaten. Der Klingelbeutel kam, und wurde, wie es der Herzog vermuthete, zuerst dem Handlungsdiener vorgehalten, welcher die 10 Dukaten mit affectirter Großmuth hineinwarf. Der Herzog lächelte, steckte das Geld wieder ein, und gab nur den Thaler hin.

Morgenopfer.

Dämmerung ist uns're Wonne
Dämm'rung nur, wo irre Strahlen
Schnell wie Mondesblicke wechseln;
Dämm'rung auch sind uns're Schmerzen,
Ahnungen, Erinnerungen,
Und bedeutend schläft ein höh'res Leben
in des Lebens Traum.

Ach wer lös't das heil'ge Siegel?
Mag den tiefen Geist entbinden,
Den die ew'gen Hieroglyphen
Der Natur und Kunst umknospen?
Wer uns deuten, was so kindlich
In der Blume wie mit Geisterstimmen
nach dem Lichte ruft?

Ew'ger Geist des Ein und Alles!
Uns verwandt, wie Licht und Farbe!
Liebe, die zum Sternenliede
Stimmt den Duft der Sinnviole
Und des Baches Lenzidylle!
Du und Ich! o ew'ge Jungfrau! Allerheiligste Natur!

Wer sich selber so begriffen,
Ha ihm lös't in heil'ge Dichtung
Sich des Lebens ernstes Räthsel
In des Ideals Verklärung!
Schmerz wird Freude, Wonn' Entzücken,
Und in Einen Brennpunkt fallen Ahnung
und Erinnerung.

Mag denn Dämm'rung uns umweben!
Leben wird nur so zum Leben!
Heil'ger Liebe Blumen knicken
Vor des Tages klaren Blicken,
Und den Hesperidengarten
Holder Poesie
Ueberwebst Du gern mit zarten
Himmelsdüften, Charis Phantasie!

Wochenschau.

Louisville, 8. April.

Unsere Herrn Regenten ließen, um uns einen schlagenden Beweis davon zu geben, daß mit dem vorigen Sonntag die Leidenswoche begann, an jenem Tage in ihren beiden offiziellen Blättern hierselbst die Abänderungen bekannt machen, welche in Frankfort ohne Wissen und Willen der hiesigen Bürger an ihrem städtischen Freibriefe vorgenommen worden sind. Und unter diesen Abänderungen, denen man uns auf dem Wege der Oktroyrung überraschte, steht die Bevollmächtigung unseres—sicherlich mehr aus „Gemeinen" als aus „Generälen" bestehenden—„General"-Council, obenan, uns eine neue Schuldenlast von $900,000 aufzubürden. Am Ende verlangt man noch unsern speziellen Dank dafür, daß man den Vertretern unserer Stadt größere Rechte eingeräumt hat als die Vertreter des ganzen Staates besitzen, denn diese Letzteren dürfen dem ganzen Staate bloß eine neue Schuld von $500,000 auferlegen — wir aber, die wir an Seelenzahl ungefähr ein Dreizehntel des ganzen Staates bilden, sollten uns die Auferlegung der doppelten Summe gefallen lassen. Unter den Posten, welche diese neue Schuldenbescheerung von $900,000 bilden, figurirt einer von $150,000 für Anlage eines „Bahnbettes" für die Short-Line-Bahn in Gemäßheit des am 3. Juni 1870 ausgefertigten Vertrags. Ist diese „Pflichttreue" nicht rührend, die uns zumuthet, $150,000 in Gemäßheit eines Vertrages zum Besten einer Bahn auszugeben, die lediglich darauf sinnt, ihrerseits sich den Verpflichtungen, welche ihr derselbe Vertrag auferlegt, zu entziehen? Nach eben diesem Vertrage hätte jene Bahn an unsere Stadt bereits für Nichtinnehaltung der die Reduzirung ihrer Geleisebreite vorschreibenden Bestimmung eine Conventionalstrafe zahlen müssen, welche doch in Abzug zu bringen wäre. Aber unsere „Stadtväter" sind, wie es den Anschein hat, so generös, daß sie uns nur als „Stiefkinder" betrachten, jene Bahn aber wirklich „väterlich" behandeln wollen. Und wir haben keinen Grund, ihnen das übel zu nehmen, denn als wir die Ansicht eines „hervorragenden" alias „besseren" Bürgers über diese Verfahrungsweise unserer Stadtväter zu erfahren wünschten, erhielten wir den Bescheid: „Das ist unsere verdiente Strafe, warum wählt man solche Männer." Grade wie der Knabe, der sich die Finger erfror, sagte: „Das geschieht meinem Vater ganz recht, warum kauft er mir keine Handschuhe." Der Unterschied ist nur der, daß unsere Stadtväter, obgleich sie uns keine Handschuhe kaufen, dennoch verlangen, mit Handschuhen angefaßt zu werden.

Die Leidenswoche, die mit dem vorigen Sonntag begann, nimmt heute schon glücklicherweise ihr Ende, da heute Ostertag ist. Wie glücklich würden wir Louisviller Steuerzahler sein, wenn auch für uns einmal der Ostertag anbräche!

Ostern! Welch schönes Fest, und welch ursprünglich germanisches Fest gleich Weihnachten! Wenn der Morgen des Ostertages graut, sieht der alte germanische Volksglaube die Sonne doppelt aufgehen. Und die beiden Sonnen hüpfen dreimal und tanzen vor Freude, ehe sie sich völlig über den Saum des blauen Himmels erheben. Das ist die Freude der Sonne über den wiederkehrenden Lenz. Das Osterfest mit seinen mannigfachen Sitten und Gebräuchen ist ein rein altdeutsches Fest, und schon der Name deutet darauf hin. Nur die germanischen Völker nennen dasselbe nach dem Namen der altdeutschen Göttin „Ostera" oder „Eastre," während alle übrigen Völker es nach der Bezeichnung des altjüdischen Festes zu Ehren des Auszugs aus Egypten Pascha oder Passah nennen. Die Ostara oder Eastre war die Göttin des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes, eine freude- und heilbringende Göttin, die Göttin des Lenzes, spezieller auch des grünenden und blühenden Mai. Nennt man doch in der baskischen Sprache ostaro den Mai, die Zeit des Blühens und Belaubens, von ostoa Laub, Blatt. Auch „Hochzeit" nannten die alten Deutschen die Osterzeit, denn in der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche war am Himmel „hohe Zeit," und versäumte der Sonnengott diesen Zeitpunkt, den er dem Gott des Winters gleichsam abkämpfen mußte, so herrschte der letztere das ganze Jahr hindurch. Mit dem Worte Ostern, der Zeit des knospenden und blühenden Lenzes, wo Alles zu neuem Leben und neuer Freude erwacht, drückte die altdeutsche Sprache zugleich und überhaupt Wonne aus, besonders bei Liebesverhältnissen, und die Liebenden nannten sich gegenseitig „Osterwonne", um ihre höchste gegenseitige Liebe und Freude auszudrücken.

Nun, ein schöneres Osterfest im ächten deutschen Sinne ist wohl noch nie gefeiert worden, als wie in diesem Jahre die aus langem Winterschlaf erwachte deutsche Nation es feiert, deren Stämme nach langem Hader zum ersten Male wieder in Liebe und Eintracht sich zusammengefunden.

Die Deutschen in diesem Lande lassen es sich nicht nehmen, dieses erste Osterfest der deutschen Nation mitzufeiern. In der Nachbarstadt New-Albany wird diese Feier morgen, Montag, stattfinden, in unserer Stadt selbst ist sie auf den Ersten des schönen Wonnemonats verlegt worden. Hoffentlich wird unsere Feier der Bedeutung des Festes entsprechen, namentlich auch der Umzug, der unter allen Umständen ein imposanter werden muß. In New York werden an 70,000 Personen im Zuge vertreten sein, und so sollte man hier doch mindestens auf einige Tausende rechnen dürfen. Es ist ja nicht Eitelkeit oder eine kindische Liebe für Schaugepränge, was die Theilnehmer am Zuge erfüllt, sondern ein tief dem Herzen entsprungener patriotischer Drang, welcher sie anfeuert, unseren Mitbürgern anglo-amerikanischer und celtischer Abstammung zu zeigen, aus welchem Material die hiesige deutsche Einwanderung beschaffen ist. Dieser Idee entsprechend wird der ganze Festzug gruppirt werden. Wir werden keine meilenlange Linie von Leuten bilden, von denen einer wie der andere gekleidet ist und einer wie der andere dieselbe grüne Schärpe trägt, wir werden ausrücken in ächt deutscher Weise mit ächt deutscher Mannigfaltigkeit. In unserm Zuge wird man Künste wie Wissenschaften, Gewerke und Handwerke, Industrie und Agrikultur in schönster Harmonie repräsentirt sehen.

Das ist die „nationale" Osterfeier dieses Jahres. Daß es aber auch an „socialen" Feiern des Ostertages nicht fehlt, davon zeugt ein Blick in die Spalten der hiesigen Tagesblätter. In allen öffentlichen Gärten wird heute und morgen das Osterfest gefeiert werden. Auch der Orpheus hat auf morgen eine Feier in seinem Lokale veranstaltet, die großartig zu werden verspricht, da außer mehren Vorträgen im Costum aus Opern ein Solo unserer Violinvirtuosin Mad. Franke und ein Gesang mit Violinbegleitung derselben Künstlerin in Aussicht gestellt ist.

Leider ward die frohe Stimmung, in welche das nahende Osterfest uns in vergangener Woche versetzte, durch einen höchst traurigen Unglücksfall getrübt, der bei dem Versuche, den Bären des Wirths Hrn. Andreas Schaich zu erschießen, einem hoffnungsvollen, braven jungen Manne, dem vier und zwanzigjährigen Heinrich Resch, Clerk in Hrn. F. Heser's Cigarrenhandlung, das Leben kostete. Doch wir wollen bei diesem trüben Bilde nicht verweilen und eben so wenig bei den trüben Gedanken, zu denen die tödtliche Verwundung eines Handwerkers in einem Prostitutionshause und die mancherlei Mittheilungen über sittliche Fäule in unserer Stadt, Anlaß gibt. Das wollen wir uns für eine weniger feierliche Zeit aufsparen; für heute aber nur noch allen unsern Lesern und schönen Leserinnen Frohe Ostern! zurufen.

Ein armes Mädchen erhielt zu ihrem Namensfeste von ihrer Pathe, einer reichen Frau, eine Puppe zum Geschenk, welche sehr schön gekleidet war. Schon am zweiten Tage legte das Kind die Puppe hinter den Ofen und sah sie nicht mehr an. Als sie die Mutter fragte: warum sie denn nicht mit der Puppe spiele, antwortete sie: „Ich mag sie nicht, sie ist immer viel schöner angekleidet, als ich."

Nehmen. Ein Bauer erzählte, daß er im sogenannten silbernen Kaffeehause gewesen und daß dort Alles so prächtig sei. Ein Bekannter fragte ihn, ob er dort etwas genommen habe? Da gab er dem Frager eine derbe Ohrfeige, betheuernd, er sei ein ehrlicher Mensch und nehme nirgends etwas.

An die Deutschen Louisville's und der Umgegend.

Das große Wort des Dichters unseres Vaterlandsliedes: „Das ganze Deutschland soll es sein," ist endlich zur That geworden, nachdem es seit länger denn einem halben Jahrhundert bloß im Liede als sehnsüchtiger Wunsch des deutschen Volkes gelebt. Wer unter uns, und wäre er noch so sanguinisch, hätte nicht noch vor einem Jahre es für eine thörichte Hoffnung gehalten, den Tag zu erleben, wo jenes Wort zu voller Wahrheit werden, wo wirklich das ganze Deutschland vereinigt sein, wo dem wiedergeborenen deutschen Reiche auch die ihm im frevlem Uebermuthe geraubten Provinzen Elsaß und Lothringen, diese schönsten Perlen in der alten deutschen Kaiserkrone, wieder angehören würden? Wer von uns hätte nur die völlige Vereinigung des durch fränkische Raubgier zerstückelten Deutschlands zu erleben gehofft, nachdem der auf den Völkerfrühling von 1848 folgende Reaktionssturm unter so vielen Blüthenträumen auch den von einem einigen deutschen Vaterlande unbarmherzig zerstörte und selbst das vielversprechende Jahr 1866 nur eine engere Einigung der einen Hälfte zu Wege brachte, zwischen dieser und der anderen aber in der Mainlinie eine Kluft schuf, die noch auf unabsehbare Zeit hin eine politische Scheidung zwischen einem Norden und einem Süden zu bewerkstelligen schien? Da jedoch bewirkten mit Einem Schlage fränkischer Wahnsinn und Uebermuth, was ein mehr als fünfzigjähriges Ringen und Kämpfen der edelsten Geister Deutschlands zu erreichen nicht vermocht hatten. Der Franke, dessen gebietende Machtstellung nur auf der Schwäche Deutschlands beruhte, fühlte sich schon durch die engere Einigung der einen Hälfte des bisher nur vornehm von ihm über die Achseln angesehenen Nachbarvolkes beunruhigt, er sah mit Schrecken der Zeit, die, wenn er es nicht zu hindern vermochte, doch einmal unausbleiblich kommen mußte, entgegen, wo beide noch politisch geschiedene Hälften zu Einem Staatskörper verschmolzen und er selbst dann gezwungen sein würde, die von ihm bis jetzt unbestritten eingenommene beherrschende Stellung an diesen seinen verachteten Nachbarn abzutreten. Und er beschloß, dem zuvorzukommen, das bereits zur Hälfte vollzogene Einigungswerk wieder zu vernichten, das Kleinstaatswesen wieder zur Geltung zu bringen, die Zerrissenheit Deutschlands zu verewigen und durch Hinzufügung der schönen Rheinprovinzen zu dem früheren Raube von Elsaß und Lothringen noch zu vergrößern. Zu diesem und nur zu diesem Zwecke zog er, auf die Neutralität des noch durch die Mainlinie vom Norden geschiedenen Südens rechnend und diesem sogar sich als Protektor vor dem „räuberischen Preußen" anbietend, in frevlem Uebermuthe einen Vorwand mit den Haaren herbei, um Preußen, das er, auf alte Traditionen gestützt, wieder völlig isoliren zu können wähnte, den Krieg zu erklären. Da aber entbrannte in allen deutschen Landen dies- und jenseit des Main ein heiliger Zorn gegen den anmaßenden Friedensstörer und Räuber, der die schmachvolle Rheinbundszeit, in welcher Deutsche gegen Deutsche standen und deutsche Fürsten die verächtlichen Satrapen des großen Tyrannen Napoleon waren, wieder heraufzubeschwören suchte; aller Hader, alle Stammeszwietracht, welche Deutsche noch von einander trennten, waren mit Einem Male begraben und vergessen, Alles, was noch von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl in den Herzen der Deutschen verborgen glimmte, loderte zu einer mächtigen Flamme auf, von welcher der übermüthige Franke trotz aller Kraftanstrengung nicht Stand zu halten vermochte.

Binnen wenigen Monaten sah die staunende Welt das prahlerische Frankreich geschlagen und gedemüthigt vor dem verachteten und geschmähten Deutschen im Staube liegen, Deutschland aber nicht nur ungeschwächt, sondern stärker und mächtiger denn zuvor aus dem Riesenkampfe sonder Gleichen hervorgehen, denn außer zwei Provinzen, die das räuberische Frankreich wieder herausgeben mußte, statt wie es gehofft und bisher gewohnt war, sich durch einen neuen Raub zu bereichern, brachte Deutschland als größte Eroberung das, was ihm allein noch gefehlt, um die mächtigste von allen Nationen zu sein, vom Schlachtfelde mit: die Einheit, und zwar eine Einheit, die unauflöslich, weil sie durch „Blut und Eisen" zu Stande gekommen.

Alle Völker Europa's dürfen jetzt wieder frei aufathmen, indem der ewige Störenfried, vor dem sie fortwährend in Angst leben mußten, unschädlich gemacht ist. Die Zeiten, in denen derselbe so mächtig war, daß selbst ein Friedrich der Große äußern konnte: „Wäre ich Beherrscher von Frankreich, so dürfte ohne meinen Willen kein Kanonenschuß in ganz Europa fallen", sie kehren nie für Frankreich zurück, und da das nun an die Stelle desselben getretene Deutschland nicht erobern will, aber jetzt die Macht besitzt, auch andere eroberungslustige Völker zu „Wahrung des Friedens" zu zwingen, so darf man mit Recht behaupten, daß von nun an der Friede in Europa dauernd gesichert und daß Europa dem verkannten Deutschland die Gründung einer neuen, einer Aera des Völkerfriedens, verdankt.

Daß auch die Deutschen im Auslande, auf die ja ein Strahl des Ruhmesglanzes ihrer Brüder zurückfällt, sich über diese großen Errungenschaften freuen und stolz auf dieselben sind, ist natürlich, sind sie doch jetzt als Söhne Einer Mutter anerkannt, die sie gegen die ganze Welt zu beschützen im Stande ist, gehören sie doch jetzt einer Nation an, welche, wir sie früher die gebildetste und gesittetste, so auch nun die mächtigste unter allen Nationen ist. Und überall auf dem ganzen Erdenrunde, wo nur Deutsche wohnen, feiern sie diese stolze Errungenschaft durch großartige Friedensfeste. Auch hier ist die Abhaltung eines solchen mit einem ihm vorherzugehenden großen Umzuge beschlossen worden, und wir würden es für eine Beleidigung ihres guten Namens halten, wenn wir nicht voraussetzten, daß alle hiesigen Deutschen ohne Unterschied sich wie Ein Mann an dem Feste betheiligen, daß auch nur ein kleiner Theil derselben die Schmach auf sich laden wollte, von allen Deutschen des Erdenrundes die Einzigen zu sein, die sich von dem allgemein gefeierten deutschen Friedensfeste ausschlössen. Insbesondere auch an dem Zuge sollten Alle, denen die Verhältnisse es nur eben gestatten, Theil nehmen. Es ist ja nicht die Lust an eitelm Schaugepränge, was den Anlaß zu dem Festzuge gegeben, es ist vielmehr die hohe Idee des Festes selbst, die durch denselben nach Außen hin, namentlich unsern Mitbürgern amerikanischer und celtischer Abstammung gegenüber, ausgedrückt werden soll, und gerade diese hohe Idee erfordert es mit Nothwendigkeit, daß der Zug imposant wird und den Zuschauern imponirt. Sie müssen sehen, daß wir stolz darauf sind, Söhne des Landes zu sein, von welchem jetzt die Geschicke Europa's abhängen und welches eine neue Aera des Friedens gegründet hat, sie müssen zugleich sehen, daß diese Nation, wie sie die größte im Kriege, so auch die größte im Frieden, die größte in den Künsten und Wissenschaften, und deshalb sollten im Zuge namentlich diese, sollten alle Künste, Gewerbe und Handwerke, welche die Deutschen so rühmlich vor allen Andern auszeichnen, mit ihren Emblemen vertreten sein.

Deutsche, lasset den Tag des Festes einen allgemeinen Feiertag sein, lasse ein Jeder an demselben die Arbeit und die Geschäfte ruhen, betheilige sich ein Jeder, Groß und Klein, Alt und Jung, Weib und Kind an dieser Feier, auf daß noch in den spätesten Zeiten von allen Deutschen mit stolzer Genugthuung auf dieselbe hingewiesen werden könne.

L. Stierlin,
im Namen des Preß-Comites.
Dr. Leber, Phil. Doern, Wm. Krippenstapel, Fred. Frische, Dr. Ruschhaupt, J. Rittig, Gustav Fernitz, Louis Stierlin, Chs. Winter, E. S. Neuhaus, Ph. Michels, E. C. Bohne, Henry Nettelroth.

Der Kuß soll dem Ausspruche eines alten Lateiners nach zuerst unter Männern entstanden sein und nichts weiter bedeutet haben als die Untersuchung, ob ihre Weiber, Töchter oder Nichten Wein getrunken hätten. Was sagen unsere Leserinnen zu dieser Naturgeschichte des Kusses?

Lachen. Vom Zoroaster erzählt Plinius, daß er, als er geboren wurde, gelacht; von Thomas Morus aber sagt man, daß er dasselbe in seiner Todesstunde gethan habe. Welcher von Beiden hat am besten gelacht?

Lacon schnitt sich seinen Bart nie ab: Als er um die Ursache gefragt wurde, antwortete er: „Je länger der Bart wird, desto sichtbarer wird er mir, und zeigt mir an, daß ich ein Mann bin, und mich mit jedem Tage des Mannes würdig zeigen solle."

Stachelmeier.

Jerusalem in der Nähe von Louis will, 8. April 1871.

Jeliebte Rehdachsion!



Zuerst will ick, ehe ick mir uf weitere Details klasse Ihre tägliche Rehdachsion zum zehnte Jeburtstag als anständiger Mensch Jlückwünschen. Ick freue mir sehr, det Sie nu schonst zehn Jahre sich ufjeopfert haben und noch immer da sind. Wenn Se mir Zulage jeben, denn will ick mir ooch ufopfern.

Ick habe zu meinem Leidwesen vernommen, det Sie sich an dem Jeburtsdag eene kleene Extravajanz erlaubt haben, indem Sie sehr soliderlich nach New Albany jejangen sind und um det Fahrjeld nach Portland zu sparen, zu Fuß jejangen sind. Ick wundere mir man bloß, jeliebte Rehdachsion, det Sie nich ooch jleich, um det Fährbootjeld zu sparen, über den Ohio jeschwommen sind. Wahrscheinlich hatten Sie die Wasserscheu, wat ick Ihnen ooch nich verdenken will, denn als verständiger Mann kann ick sowat bejreifen.

Ick hoffe, det Sie alle meine Freinde in New Albany besucht und beim Mister Knoefel von den berühmten Appel Brandy Lebens-Extract jetrunken haben. Der is nämlich sehr jut. Dichte dabei wohnt der Quast, der hat ooch so allerhand, wat een oller Mann for seine Constitution jenießen kann.

Det kürzlich der erste April war, werden Sie wohl trotz Ihre Berufspflichten in New Albany und anderswo jemerkt haben. Ick habe von verschiedenen Narrheiten jehört und will Ihnen ooch dieselben verzählen. Da is zum Beispiel der weltberühmte Advocat Martin Alonzo. Der hat Morjens in alle Frühe eenen Brief bekommen, worin jesagt war, det im Workhaus een Schentelman brummt, der zwei Brüder als Millionäre hätte, die ihm jerne befreien möchten und det er, nämlich der Martin Alonzo, ints Workhaus kommen möchte, um die Adresse von die Millionäre zu holen. Der Martin stiebelt also janz entzückt von die Aussicht mit schmunzelnder Miene raus, fragt im Workhaus nach seinem Clienten und hört denn, det er een Narr is.

Een annerer junger Mann, den Sie ooch kennen, — er wohnt in die obere Stadt, verkooft Jroceries und nennt sich in seine Freistunden Faust — hat eenen Brief bekommen, in dem ihm een junges Mächen mittheilt, det sie sich in den ollen Sünder verliebt hat, det sie nich ohne ihm leben kann und sich verjiften würde, wenn er ihr nich erhören sollte. Der Faust liest det dreimal durch und findet zum Schluß die Bemerkung, det er sich am Abend an eene Ecke infinden sollte, wo sie ihm ihr Herz überreichen wollte. Vor lauter Sehnsucht hat er den janzen Dag nischte jenießen können, sondern hat bloß Heines Buch der Lieder durchjelesen. Jegen Abend hat er seine Jattin vorjeschwindelt, det er für eenen wohlthätigen Zweck in die Loge muß, dann hat er seine Wäsche jewechselt, indem er seinen Papierkragen nmdrehte, hat sich in seinen Sonndagsfrack jeschmissen und is an die bezeichnete Ecke mit eenem jroßartigen Jefühl von Seligkeit losjestiebelt. In dem Haus an die Ecke aber saßen zwei Schwerenöther am Fenster und wie se dem Faust unjefähr eene halbe Stunde hatten uf und abmarschiren lassen, da hat eener eenen Eemer mit Flüssigkeit jenommen orntlich jezielt und den janzen Wogenschwall dem Faust uf'n Kopp jejossen. Na, den hätten Sie aber mal sehen sollen. Die feine Stovepipe is ihm vom Kopp jefallen, er hat se aber liegen lassen und is wie een Panther mit eenem Satz bis ant annere Haus jesprungen. Zujleich hat er sein religiöses Bewußtsein verleugnet, indem er sehr laut g—d—m sagte. Dann hat er erst rufjekuckt, woher die Ueberschwemmung kam, er konnte aber nischte sehen und is nach die Polizei jejangen, die zwar mit scharfer Nase den Jeruch von den Faust seinen bejossenen Sonndagsschwenker wegkriegte, aber die Missethäter nich ausschnüffeln konnte. Wie der Faust nach Hause jekommen is und wie ihm seine Jattin jefragt hat, wo er so naß jeworden is, hat er jesagt, det er uf eenem Sofa jesessen, uf welchem die „Eenzige" jelegen und det er von dem wäßrigen Lesestoff dorch und dorch naß jeworden wäre und det daher ooch der üble Jeruch käme. Et is doch schrecklich, wat die Männer lügen können, womit ick mir unnerzeichne als Ihr affectionirter

Stachelmeier,
mit die April-Jeschichten.

Aehnlichkeit eines Porträts. „Sagen Sie Ihrem Vater," sagte ein alberner Geck zu der Tochter eines Malers, „das Porträt kann ich nicht behalten. Er hat mich ja wie einen Narren gemalt."

„Was können Sie mehr verlangen," erwiederte diese, „es ist Ihnen ja sprechend ähnlich."

Herz. Das menschliche Herz hat drei Natur-Reime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz.

Wie man in Arkansas populär wird.

Aus einer biographischen Skizze über Archibald Yell von Arkansas entnehmen wir die folgende Schilderung.

Archibald Yell hatte zum ersten Male seinen Sitz als Richter eingenommen. Der erste Prozeß auf der Registrande ward aufgerufen und der Kläger stand in Bereitschaft. Es war ein Rechtsstreit, der sich bereits fünf Jahre hingezogen hatte. Der Advokat, Gen. Snoot, erhob sich im Namen des Beklagten und sprach in hochfahrendem Tone:

„Unser Zeuge ist abwesend und ich verlange daher, daß die Verhandlung bis zum nächsten Gerichtstermin ausgesetzt werde."

„Lassen Sie das Affidavit zu den Akten nehmen, denn nur erst dann kann ich dem Antrage auf Vertagung Statt geben", erwiederte der Richter gelassen.

„Zweifeln Sie etwa an der Wahrheit meiner Worte?" rief Gen. Snoot in gereiztem Ton und erhob unwillkürlich seinen großen Degenstock

„Keineswegs", entgegnete der Richter mit dem freundlichsten Lächeln, „allein das Gesetz erheischt, daß die Gründe, welche eine Vertagung veranlassen, zu den Akten genommen werden und der Gerichtshof hat weder die Macht, noch die Lust, das Gesetz zu anulliren."

Des Richters ruhiges und geschäftsmäßiges Benehmen diente nur dazu, die Wuth des Klopffechters aufzustacheln und seinen Stock heftig gegen denselben schüttelnd, rief er:

„Was immer das Gesetz erheische, ich bin ein für allemal nicht Willens, es aus dem Munde eines elenden Demagogen und feigen Lumps zu lernen."

Richter Yells Augen schossen Blitze,— doch faßte er sich, wendete sich ruhig zu dem Secretär und sagte:

„Herr Secretär, Sie werden in das Strafbuch eine Geldbuße von $50 für Gen. Snoot wegen grober Mißachtung des Gerichts eintragen und für schleunige Eintreibung derselben sorgen."

Kaum hatte er diesen Befehl ertheilt, als Gen. Snoot, blaß wie eine Leiche und alle Züge von Wuth verzerrt, mit geschwungenem Stocke gegen ihn heranstürzte.

Aller Blicke hefteten sich auf das Gesicht des Richters. Jeder war gespannt, wie er den wilden Anfall des furchtbaren Raufboldes aufnehmen würde...... Doch war nicht die geringste Veränderung an ihm zu bemerken. Seine Wangen wurden weder roth, noch weiß, kein Nerv schien sich zu regen; sein ruhiges Auge maß den herandringenden Gegner mit demselben Gleichmuthe, womit ein Chemiker die Wirksamkeit eines neuen Präparates beobachtet. Er saß vollkommen ruhig, ein kleines eisernes Spazierstöckchen zwischen den Fingern der rechten Hand balancirend.

Snoot sprang auf die Platform und zielte einen furchtbaren Hieb mit seinem enormen Degenstock gerade auf den Kopf seines Gegners. Bei diesem Streiche bebten hundert Herzen und mehr als ein Dutzend Stimmen schrieen laut auf, denn man erwartete nichts Anderes, als des Richters Schädel in Stücke zertrümmert zu sehen. Mann kann sich das allgemeine Erstaunen denken, als man das kleine Eisenstäbchen mit Blitzesschnelle eine kühne Curve beschreiben und den großen Degenstock Snoots mit lautem Geklapper zwanzig Fuß entfernt im Saale niederfallen sah. Der überraschte Raufer stieß ein Wuthgebrüll aus, wie ein verwundeter Stier, und riß sein Bowiemesser aus der Scheide, allein ehe er noch einen Ausfall damit machen konnte, beschrieb das Eisenstöckchen noch einmal eine Wendung und das große Messer folgte dem Stock. Nun zog er einen Revolver aus der Tasche, aber ehe er nur Zeit hatte, den Hahn aufzuspannen, sank sein Arm machtlos an seiner Seite herab.

Und nun zeigte sich zum erstenmale im Aeußern Yells eine bemerkbare Aufregung. Er stampfte mit dem Fuße auf, daß die Platform unter seinem Tritte erzitterte und rief mit Donnerstimme:

„Herr Secretär, Sie werden den Namen dieses Banditen sofort aus der Liste der Rechtsanwälte streichen. Herr Sheriff, führen Sie den Verbrecher ins Gefängniß."

Der zuletzt genannte Beamte sprang sofort herbei, dem ihm gewordenen Befehle zu genügen und es erfolgte nun eine Scene der Verwirrung, die keine Feder zu beschreiben im Stande sein würde. Die Bravos und Spießgesellen Snoots drängten sich heran, den Sheriff in der Ausübung seines Amtes zu hindern, während viele Bürger demselben beisprangen, um das Ansehen des Gerichtshofes aufrecht zu erhalten. Drohungen, wildes Gebrüll, Flüche, das Klirren gekreuzeer Messer, Wuth und Schmerzensrufe mischten sich mit dem unheilvollen Knallen von Feuerwaffen und machten den Austritt zu einem wahren Höllenbreughel. Doch durch all diesen Aufruhr und all dies Toben konnte man zwei Personen als Führer in diesem Ungewitter sich hervorthun sehen. Der neue Richter gebrauchte seinen Eisenstab mit furchtbarem Effecte, auf jeden Schlag irgend einen Arm oder ein Bein zerschmetternd, obschon immer das Leben schonend. Bill Buffon, die Milde seines Freundes sich zum Muster nehmend und den Gebrauch des Messers oder der Pistole gänzlich bei Seite lassend, trampelte effektiv allen Widerstand zu Boden und brüllte bei jedem zentnerschweren Faustschlage: „Das ist die Art, Anstand und Ordnung im Gerichtshofe aufrecht zu halten."

In wenigen Minuten hatte in der That die von Archibald Yell angeführte Ordnungspartei einen completen Sieg erfochten, die Clique des Generals Snoot eine schmähliche Niederlage erlitten und der Raufbold selbst ward ins Gefängniß geschleppt.

Solcher Art war das Debut Archibald Yell's in Arkansas und von jenem Tage an wuchs seine Popularität als Mensch, als Richter, als Held und als Staatsmann in solchem Maße, daß er bald die ältesten und beliebtesten Namen in den Hintergrund zurückdrängte.

Der Herzog von Wellington.

Der Herzog war ein ganz besonders eifriger Zeitungsleser und nichts entging seiner Aufmerksamkeit, kaum je eine Anzeige unter den vielen, mit denen die englischen Zeitungen gesegnet sind. Fand er dann irgend etwas Neues, Stahlfedern u. dgl., mit irgend einer angerühmten Verbesserung ausgerüstet, so schickte er gleich danach und unterzog den Gegenstand einer Prüfung. Seine geistige Thätigkeit war durch sein Alter wenig unterbrochen. Treu seiner oft geäußerten Maxime: Willst du etwas gut gemacht, dann mach es selbst — verließ er sich nie auf Andere, sondern las und studirte selbst, wenn er sich über einen Gegenstand unterrichten wollte. Er hatte Ausdauer genug, alle Berichte des Kriegsministeriums zu untersuchen; er hatte wie selten ein Anderer Geduld, den Debatten im Oberhause stundenlang mit vorgebeugtem Kopfe zu lauschen, was ihm, da er harthörig war, nicht wenig Anstrengung gekostet haben mag. Noch in den letzten Wochen vor seinem Tode war er damit beschäftigt, den voluminösen Commissions-Bericht über die Verwaltung der Orforder Universität durchzustudiren, um sich ein eigenes Urtheil bilden zu können. Er war überaus mäßig und in seiner Lebensweise soldatisch einfach. In seiner Umgebung lebte nur ein Mensch, der ihn hartnäckig Bewunderung versagte, und dieser Eine war sein Koch, ein Franzose. Dieser beklagte sich oft, daß ihm sein Herr keine Gelegenheit gab, seine Kunst zu zeigen. Der Herzog war stupid genug, gewöhnlichen Rinderbraten und barbarischen Pudding den zartesten französischen Coteletts und den phantasiereichsten Ragouts vorzuziehen. Mein Herr, pflegte der vernachlässigte Kochkünstler zu jammern, mag tüchtiger General sein, aber—koch' ich ihm ein gutes Diner, sagt er: „das war gut," u. setze ich ihm ein schlechtes vor, so sagt er auch: „das war gut." Solchen Naturen fehlt noch viel zum Heldenthume.

Einfach wie seine Kost, war sein Bett. Es bestand aus einer schmalen Roßharr-Matraze und einem einzigen kleinen harten, mit Leder überzogenen Kissen, das er überall mit sich führte. Bekannt ist es, daß einer seiner Freunde sich verwunderte, wie der Herzog nur in einem Bette zu schlafen vermöge, das nicht breit genug sei, daß er sich darauf umwenden könne. „Wenn man sich auf seinem Bette umwendet," bemerkte der Herzog, „ist's Zeit zum Aufstehen."

Er war Sommer und Winter um halb sieben Uhr Morgens auf den Beinen, verrichtete die Operation des Rasirens noch an seinem Todestage einhändig, schrieb eine feste leserliche Hand und hatte ein ungeschwächtes Gedächtniß. Viele hielten ihn für einen durchaus schlechten Oekonomen, Viele für einen Geizhals. Er war Keines von Beiden. Seine Güter, die er von der Dankbarkeit der englischen Nation zum Geschenke erhalten hatte, wurden jederzeit musterhaft verwaltet; seine Rechnungen wurden am Ende jeder Woche ausgeglichen; sein Haushalt war militärisch-pünktlich geordnet. Dabei that er viel Gutes ohne Ostentation und ein besonderes Rocktäschchen war voll von neugeprägten Schillingen für die Straßenjungen, die ihn und seine glänzenden Schillinge ganz besonders in Ehren hielten.

Lügner. „Wie soll ich es anfangen, daß Sie mir glauben!" sagte einst ein bekannter Lügner, als man bei einer von ihm erzählten etwas unwahrscheinlichen Neuigkeit unglaublich den Kopf schüttelte. „Sie dürfen nur sagen, ich habe gelogen;" war die Antwort.

Frühjahr und Ehe. Unsere jetzigen Frühjahre sind wie unsere jetzigen Ehen, sie haben keine Mai- und Flitterwochen mehr, sie fangen gleich mit dem Donnerwetter an.

For. Der berühmte For strich in jedem Buche, das er las, Alles aus, was ihm unnöthig schien. Ein Engländer besitzt Gibbon's Werke mit den Bleistiftstrichen von For.

Aus Schulze u. Müller am Rhein.

Entree.

Es war in der Stadt, wo der Winter und Mai
Nicht wie in andern Ländern,
Gehören zu einer bestimmten Partei—
Sodern stets ihre Farben ändern!

Wo die Maikäfer in den Zeitungen sich
Im Februar schon spreizen—
Die Menschheit dagegen im Junius
Doch noch die Stuben muß heizen.

An solchem kalten Julitag
Sprach fröstelnd Schultze zu Müller:
„Was ist mich, Müller, des mit Dir,
„Du wirst ja immer stiller!"

„Du ißt mich nicht, Du drinkst mich nicht,
„Was will mich dieses sagen?"
„„Ich habe — sprach Müller, — keenen App'tit
„Ich habe Berlin im Magen!""

„„Und Alles was drin und drum u. dran,
„„Den Thiergarten und die Linden,
„„Und—kurz und jut, ich möchte mir
„„Wo anders gern befinden—

„„Nur nicht die Hundstage in Berlin!""
„Auch ich es nicht verhehle—
Sprach Schultze—„auch ick empfinde den Splien,
„Du sprichst mir aus der Seele!

„Das Weißbier hat mir das Herz verschleimt,
„Mir brennt der ewige Kümmel—
„Und lang schon in mir die Sehnsucht keimt
„Nach einem schönern Himmel!"

„Mir widert der ewige Sauerkohl,
„Die alltägliche Stulle des Schinken—
„Am Rhein, am Rhein! Am Köllner Dom!
„Möcht ich mir Genesung trinken!"

„„Nach'm Rhein, rief Müller, auf nach'm Rhein!
„„Mir hüpfen vor Lust schon die Pulse!"
Und eh' noch Berlin lag im Abendschein
Lagen in einem Waggon der Potsdam-Magdeburger-Eisenbahn
Müller u. Schultze.

Zehn Minuten vor Köln.

— Eisenbahn-Waggon dritter Klasse. —

Schultze. Wenn wir nur schonst da wären! Mich is vom Schienenschukeln das janze Kreiz zum Deibel.

Müller. Spotte nich un pimple nich! Auf der Reise immer tou schouhr fideel und Jang zouji.

Schultze. Da hast de Recht. Ich möchte nicht bloß die Heimath verjessen, sondern mir auch unse Berliner Dialektik abjewöhnen. Siehst'de nich, wie se aus 'n janzen Waggon zu uns rüber schielen?

Müller. Laß se schielen. Wenn't uf Reden ankommt, denn sin se jegen uns Berliner Alle Schüler.

Schultze. Keene Kalauer, Müller, ich bitte dir, wir sind nicht mehr uf rother Erde.

Müller. Ich möchte man bloß wissen, warum se des Westphalen de rothe Erde heeßen.

Schultze. Na wegen de Schinken. Det wächst ja hier Allens wild.

Müller. Was du sagst. Also bei uns is det bloß künstlich uf de Schweine jeproppt.

Schultze. Alles künstlich mit Intelljenz! Jieb mich mal de Pulle, Müller.

Müller. Wat du aber sauf'st, Kerl. Ich habe des Jefäß doch erst in Solingen füllen lassen, un nu schonst allwidder uf'n Indifferenzpunkt.

Ein fremder Herr. Sie entschuldigen, das ist wohl ein Reisethermometer.

Schultze. Aufzuwarten. So wie mir erscht janz warm is, fällt er uf Null (trinkt), det Quecksilber soll der Deibel holen! (Müller die Flasche gebend) det Solinger Zeuch hält sich nich, Müller.

Müller. Es wird der Stoff sin, woraus se de Klingen machen!

Schultze. Ja, man kann leicht 'n Hieb kriegen. Aber wenn wir erscht in Köln sind, lahß ick mir bei Fahrinaschen in Ohdukohlonche uffrischen.

Der fr. Herr. Die Herren sind sehr witzig und geistreich.

Müller. Bemühen Sie sich nicht, es ist kein Schnaps mehr da! (Zeigt ihm die leere Flasche.)

Der fr. Herr. Ich will auch nicht Ihr Gast sein, sondern nur an Ihrer Unterhaltung Theil nehmen.

Schultze. Auch die kleinste Gabe wird willkommen sein!

Der Herr. Wenn Sie erlauben, gebe ich ein Räthsel zum Besten.

Müller. Aber nur keine Preisschahrade mit Porzellanauflösung oder Schreibzeug un silberne Messer un Jabeln.

Ein zweiter Herr. Haben Sie in dieser Beziehung so trübe Erfahrungen gemacht?

Müller. J Jott soll mir bewahren. Ich verstehe mir jut uf Räthsel, aber nur nich lösen. So wie Sie sich mit so ne silberne Preisjabel wat in'n Mund stippen, bleibt Ihnen de Zinke zwischen de Zähne und't Silberoblat an de Finger kleben.

Der fr. Herr. Also ein dreitheiliges Räthsel:

Der erste Theil gebietet Schweigen,
Der Zweite als Getränk wird Lust erzeugen,
Das Ganze ist ein Thier, das manchmal uns will beißen,
Das Ganze das bin ich, von jeher so geheißen.

(Kleine Pause.)

Müller (leise zu dem Fremden.) Was ist's denn?

Fremder (leise zu Müller.) St! Anis! Laus—Stanislaus!

Müller (laut.) Sehr schön! Also Sie heißen Stanislaus!

Schultze. Ich hab's! Ich hab's!

Mehrere Waggonnachbarn. Nun — was ist es?

Schultze. Der erste Theil jebietet Schweigen—also: Sch! Der Zweite als Getränk wird Lust erzeugen—also: Wein! Der Dritte ist ein Thier, das manchmal uns will beißen—also: Hund! Und das Ganze, das bin ich, von jeher so geheißen: Schweinhund!

Der fr. Herr. Nein, es ist Stanislaus.

Schultze. Ach, was wissen Sie denn?

Der fr. Herr. Ich bin es ja selber, Stanislaus.

Schultze. Schweinhund sind Sie!

Der fr. Herr. Aber so verstehen Sie doch nur: das Räthsel ist Stanislaus und ich heiße Stanislaus!

Schultze. Et is jut. Sie sind ein Räthsel und nu hab' ich Sie uffjelöst und nu machen Sie keinen Skandal nich un jehn Sie nach Hause!

(Der Zug hält still.)
(Ein Condukteur tritt an den Wagen.)

Müller. Des ist also der Rhein!

Von den merkwürdigsten Kunststücken, welche die Fakirs, eine Art ostindischer Bettelmönche, vollbringen, ist schon oft berichtet worden; von dem merkwürdigsten Stück, einem freiwilligen vierzigtägigen Todesschlaf erzählt aufs Neue Erich v. Schönbergs „Patmakhanda" folgendes:

Es war in Amritser, als ein Hindostaner, ein Fakir, etwa 40 Jahre alt, bei Runjit-Singh im Derbar sich einfand und erklärte, daß er sich auf Wunsch begraben lassen wolle und nach vierzig Tagen bei Oeffnung des Grabes in das Leben zurückkehren werde. Runjit-Singh nahm den Vorschlag an und ließ zwischen seinem Gartenhause und dem Fort von Amritser auf einer freien Ebene ein Haus mit nur einem aber sehr festem Thore erbauen. Zur anberaumten Zeit fand sich der Fakir ein und bat nur, daß man ihn bei seinem Todesschlafe und dem nachmaligen Erwachen von seinem Diener, der des nöthigen Verfahrens kundig sei, behandeln lassen möge. Er hatte, als Vorbereitung zu dem Todesschlafe, zwanzig Tage hindurch (während welcher Zeit ihn Runjit-Singh stets hatte beobachten lassen) nur Milch genossen und angeblich so viele Abführungsmittel genommen, daß nichts in seinen Eingeweiden zurückgeblieben sei. Im Derbar angelangt, unter den Augen sämmtlicher ersten Sirdars des Hofes, schritt der Fakir zur Ausführung, indem alle Oeffnungen des Körpers, Ohren, Nase u. s. w. mit Wachs geschlossen wurden — vom Munde wußte General Ventura sich nicht zu erinnern — und begann darauf den Athem nach innen zu ziehen. Nachdem er dies einigemal wiederholt, fiel er um und lag mit geschlossenen Augen wie ein Todter da, mit allen Zeichen eines Verstorbenen; nur auf der Mitte des Kopfes war er brennend heiß anzufühlen und hier schien das Blut so heftig zu schlagen, daß es der aufgelegten Hand gleichsam widerstand; der übrige Kopf war kalt. Man legte den Fakir darauf in den Sarg, befestigte den Deckel darauf und senkte den Sarg in das zu diesem Behufe in der Mitte des oben erwähnten Hauses bereitete Grab, belegte ihn mit Brettern, schüttete das Grab mit Erde zu und säete Weizen und Reis darauf. Die Thüre des Hauses wurde verschlossen und mit zwei Schlössern, von welchen der eine Schlüssel dem Großschatzmeister, der andere dem General Ventura übergeben wurde. Auch ließ Runjit-Singh das Grab von Zeit zu Zeit in seinem Beisein untersuchen, bemerkte aber nie die geringste Veränderung daran. Am vierzigsten Tage ward es geöffnet und man fand den Fakir ganz so im Sarge liegen, wie er hinein gelegt worden war, nur etwas gelber vielleicht. Der Diener begann nun seine Behandlung; er buk ein zwei Finger dickes Rutibrod nach der Landessitte und legte es dem Fakir brennend heiß auf den Scheitel, der noch eben so warm wie am Begräbnißtage; nachdem er hierauf alle Glieder durchrieben, öffnete er die verstopften Oeffnungen des Körpers und der Fakir schlug die Augen auf, jedoch dem Anscheine nach seiner Besinnung nicht mächtig; diese erlangte er erst in einem heißen Bade wieder, so daß er sich von selbst aufrichtete. Runjit verließ nun den Schauplatz der wunderbaren Begebenheit, und am Abend erschien der Fakir im Derbar, vollkommen von demselben Ansehen, wie er zuerst sich vorgestellt hatte.

Mutterliebe.

Du Morgenröthe an der Kindheit Himmel,
Du erster Gruß in diesem Erdenland,
Du still' Asyl im bunten Weltgetümmel,
Du treue Führerin der Kinderhand!
Du Schattenbaum in heißer Mittagsschwüle,
Du reine Quelle, welche nie versiegt;
Du milde Leiterin der Kinderspiele,
Du Kleinod das dem Alter nicht erliegt!
Du heiligstes Gefühl im Menschenherzen,
Von jedem Eigennutz, von Selbstsucht fern!
Du Zufluchtsort für alle Erdenschmerzen,
Du Himmelsfunken von dem Thron des Herrn!
Du, eine starke Kraft in schwacher Hülle,
Du Liebe, welcher keine andre gleicht,
Oft recht erkannt erst wenn in Grabesstille
Dein Wirken ruht und Deine Stimme schweigt.
Du Segenspend'rin, selig nur im Geben,
Die unermüdlich, selbst kein Undank scheucht —
Du heil'ge Wächterin der zarten Leben,
Du, deren Arbeit durch sich selber leicht
Du Liebe, die auf Erden nimmer endet,
Weil es unsterblich was sie in sich trägt,
Bis sie sich einst zu ihrem Schöpfer wendet
Den Pilgerstab am Grabe niederlegt.
Es ist ein freundlich Sonnenuntergehen,
Wenn zu des Kindes Glück der Lauf vollbracht,
Verheißung eines frohen Auferstehen
Nach kurzer, friedevoller Schlummernacht.
So scheidet Mutterlieb'; mit ihrem Segen
Erhellt sie noch des Kindes Lebensbahn
Und kommt gewiß auch droben ihm entgegen,
Nur freudiger wie sie es hier gethan.

E. M.

Eine Höhlenjagd.

Wir waren auf einer Jagdtour in Texas. Wenige Meilen unterhalb Castrop wälzt der Colorado dunkele Fluthen durch einen tiefen Einschnitt oder eine Schlucht der Eisenberge, eines Gebirgszuges, der über hundert Meilen lang ist, an den Quellen des Yegua-Creek beginnt und sich in südwestlicher Richtung bis zu dem San Antonio-Fluß erstreckt. Die Eisenberge sind am Fuße dicht bewaldet, die meisten sogar bis zum Gipfel hinauf, und gewähren vielem Wilde einen sichern Aufenthalt. In Castrop nun kauften wir von einigen Handelsleuten acht Pferde, die wir mit Hirsch- und Bärenhäuten bezahlten. Das Stück kostete uns darnach etwa 15 Dollars.

So waren wir zur Reise zu Lande eingerichtet, wendeten uns durch den Wald nach dem Süden der Berge und schlugen endlich unser Zelt an der Spitze des Peach-Creek auf. Wild gab es da in Ueberfluß und wir verbrauchten deshalb eine große Menge Pulver.

An einem Nachmittag hatte ich mit Harris einen Ausflug verabredet. Man hatte uns gesagt, am Fuße eines gewissen Berges gebe es eine tiefe Höhle, und Harris meinte, diese wollten wir doch aufsuchen, wenn wir sonst nichts weiter zu thun wüßten. Ich war gern damit einverstanden; wir machten uns ein Paar Fackeln zurecht, hingen diese über und zogen so ab.

Zum ersten Male, seit wir in dieser Gegend waren, marschirten wir wohl zwei Stunden lang, ohne irgend etwas Schießenswerthes zu sehen und in der Voraussetzung, daß sich dies nicht ändern werde, erinnerte Harris an die Höhle. Unsere Freunde hatten uns die Lage derselben deutlich beschrieben und so machten wir uns denn ohne weiteres Besinnen dahin auf den Weg.

Wir waren etwa eine Viertelstunde gegangen und meinten bald am Ziele zu sein, als wir an einen kleinen Fluß oder vielmehr einen Bach gelangten, welcher zu dem Creek führen mußte. Wenn es stark regnete, schwoll er wahrscheinlich bedeutend an, denn sein Bett war weit und sandig. Harris schritt zuerst hindurch, und als ich ihm nachfolgte, rief er plötzlich erregt:

„Hierher! Hierher! Schnell! Schnell!"

Als ich zu ihm kam, musterte er einige Fährten im Sande. In dem Walde lebte nur Ein Thier, von dem diese Fährten herrühren konnten und zwar der Panther. Und den Fährten nach mußte es ein großer sein. Wir prüften sie ganz genau, und überzeugten uns, daß von einer Täuschung durchaus nicht die Rede sein könne. Selbstverständlich nahmen wir uns auch sogleich vor, den Panther zu suchen. Die Fährten waren frisch, sie konnten vor höchstens einer halben Stunde gemacht sein, denn an dem Wasserrande, wo der Sand feucht war, sahen sie aus, als wäre das Thier eben erst dagewesen. Wahrscheinlich war es daher gekommen, um seinen Durst zu löschen und dann wieder in das Dickicht zurückgekehrt.

Wir untersuchten nun unsere Gewehre—wir hatten beide Büchsen—und da wir Alles in gehöriger Ordnung fanden, gingen wir den Fährten nach.

Ueber den Sand hin waren sie leicht genug zu verfolgen, im Walde freilich wurde es schwieriger, doch verloren wir sie nicht. Langsam kamen wir dabei allerdings von der Stelle, da wir den Boden immer genau untersuchen mußten und auf jeden abgeknickten Zweig, auf zertretenes Gras, umgewendete Steine rc. zu achten hatten. Ein Erfahrener würde alles dies mit Einem Blicke übersehen haben, uns aber ging die Uebung dazu noch ziemlich ab.

Wir hatten die Fährte in dieser Weise etwa zehn Minuten weit verfolgt und darüber über eine Stunde gebraucht, als wir an ein Sandbett kamen, das durch vieles Regnen von dem Berge abgewaschen und heruntergespült worden war. Ueber die Sandstrecke hin sahen wir die Fährte deutlich — hin- und zurückwärts. Sie hatte eine Ausdehnung von etwa zwanzig Ellen und gleich daran stieß ein Haufen mächtiger Felsblöcke, die durch eine frühere Erschütterung von dem Berge heruntergeschleudert worden zu sein schienen. Als wir um diese Felsenhaufen herum waren, befanden wir uns im Walde, aber die Fährte verfolgten wir nicht mehr weiter.

Etwa ein Dutzend Ruthen jenseit der Felsentrümmer gelangten wir an einen steilen Felsenkegel und an dessen äußerstem Ende, wo ein Haufe Büsche wuchs, erkannten wir, was wir für den Eingang einer Höhle hielten, und so war es auch.

„Darin ist er sicherlich," meinte Harris.

„Er muß darin sein," bestätigte ich.

„Und wir müssen ihn heraus haben!" setzte Harris entschlossen hinzu.

Deswegen wären wir ja hergekommen, antwortete ich und dann fragte ich meinen Begleiter, ob er sich seines Schusses so sicher wisse, um hineinzugehen und schießen zu können.

„Ja," erhielt ich zur Antwort, „wenn ich den Panther sehen kann, kann ich ihn auch schießen."

Wir hatten viel Zeit bei der mühsamen Verfolgung der Fährten verloren, und die Sonne war schon hinter die Berge hinabgesunken. Der Höhleneingang befand sich in tiefem Schatten und als wir das Gebüsch an demselben bei Seite bogen, erkannten wir, daß es darin zu finster sei, als daß Etwas erkannt werden konnte.

„Es ist die Höhle, von der man uns erzählt hat," sagte Harris, „und wir haben ja die Fackeln mitgebracht, um hineingehen zu können. Was meinen Sie?"

Harris war eine unruhige Seele und hatte Nichts lieber, als irgend welche Aufregung; auch dachte er nie an die Gefahr, bis sie vor ihn trat, und einem Abenteuer, daß sich ihm darbot, ging er gewiß nie aus dem Wege. Ich bin nun, glaube ich, auch nicht feig, und lasse mich so leicht nicht erschrecken, aber ich gestehe doch, daß mir der Gedanke nicht eben zusagte, den Panther in der Höhle anzugreifen. Ich wußte, daß er sehr groß war und ein Fehlschuß konnte Einem von uns, wenn nicht gar Beiden verderblich werden. Gleichwohl machte ich keinen Einwurf als Harris darauf antrug, die mitgebrachten Fackeln anzuzünden. Freilich gab ich nicht einmal schweigend gern meine Einwilligung und ich hatte Einwendungen auf der Zunge, aber ich merkte wohl, daß mehr Muth dazu gehörte, dem Freunde Etwas abzuschlagen, als in die Höhle des Panthers hineinzugehen.

Unsere Fackeln waren von stark harzigem Holze und loderten auf sobald wir sie anzündeten. Harris ging damit voran in die Höhle, während er die Fackeln in der linken, die Büchse in der rechten Hand hielt. Ich empfahl ihm zu wiederholten Malen die äußerste Vorsicht und Kaltblütigkeit an.

„Ich schieße ihn nur zwischen die Augen," antwortete Harris, ohne daß er stehen blieb.

Als wir in die Höhle hineingetreten waren, überzeugten wir uns sogleich, daß sie größer sei, als wir erwartet hatten. Da wo wir standen, maß sie fünfzehn Fuß in der Breite und wenigstens ebensoviel in der Höhe. Das Licht unserer flammenden Fackeln warf einen geisterhaften, grellen Schein auf die dunkeln Wände und in die finstere Tiefe. Wir konnten deshalb jene rauhen Felsenwände deutlich sehen, wie die Wölbung über uns, aber vor uns war es noch undurchdringliche Nacht.

Wir waren fünf bis sechs Schritte weit gekommen, und ich hatte eben Harris zum vierten Male zur Vorsicht ermahnt, als er plötzlich stehen blieb und seine Fackel etwas vor sich hielt.

„Pst!" sagte er dabei, „da ist er."

Ich trat schnell zu dem Freunde, und in dem nächsten Augenblicke sah ich weiterhin in der Tiefe der Höhle zwei glühende Feuerkugeln. Hätten wir zweifelhaft darüber sein können, was diese glühenden Augen wären und wem sie angehörten, so wurden wir sehr verständlich durch ein tiefes, drohendes Knurren belehrt, das sich erhob, sobald wir stehen blieben.

„Da — nehmen Sie meine Fackel!" sagte Harris.

„Um Gotteswillen zielen Sie gut!" entgegnete ich.

„Ich kann ja gar nicht fehlen," bemerkte er dagegen.

Dennoch hatte ich nicht volles Vertrauen; ich wußte wohl, daß Harris sich seiner Sache ganz gewiß fühlte, aber ich fürchtete auch, daß gerade in diesem Sicherheitsgefühl der Grund zum Fehlen liegen könne. Ich nahm ihm jedoch die Fackel ab; er spannte den Hahn an der Büchse und legte dann an.

Ich konnte das Thier jetzt deutlich sehen. Ich hielt die beiden Fackeln so hoch als möglich, so daß sie die Gestalt des Panthers völlig beleuchteten. Den Schwanz hatte er halb nach uns hingewendet und auch den Kopf hielt er seitwärts nach uns. Die Ohren lagen ihm platt an dem Kopfe, den Rücken hatte er etwas emporgezogen, seine langen weißen Zähne glänzten in dem Fackellichte und sein tiefes Knurren klang noch drohender als zuvor.

Ich hörte den Knall—es folgte ein betäubendes Echo, dann tiefe Stille—darauf ein Gebrüll voll Schmerz u. Wuth—ein Schrei—ein Sprung, und das Ungethüm war an uns.

Der Panther war nach Harris gesprungen, dabei streifte er aber meine Beine mit solchem Ungestüm, daß ich das Gleichgewicht verlor und—fiel. Zwar war ich in der nächsten Sekunde wieder auf, aber eben als ich mich bücken wollte, um die verlorenen Fackeln wieder aufzuheben, stolperte Harris gegen mich und riß mich zum zweiten Male nieder. Dies Mal fiel ich auf eine der Fackeln und drückte sie mit meinem Leder-Jagdhemde aus. Die andere brannte zwar noch, aber ehe ich sie fassen konnte, verlöschte sie ebenfalls.

Einige Minuten war ich zu allem Denken geradezu unfähig. Alles—von dem Schusse an — war blitzschnell geschehen, natürlich viel schneller als ich zum Erzählen brauche. Nun war in der Höhle finstere Nacht; nur an dem Eingange schimmerte das Licht, aber kein Strahl davon fiel herein. Als ich meine Gedanken wieder sammeln konnte, war mein Erstes zu ermitteln, wo Harris sei. Ich horchte; ich hörte ein Kratzen scharfer Klauen an hartem Stein und — das tiefe Athmen meines Freundes. Ich hörte auch erstickt tes Schreien, wie das eines Mannes, der alle seine Kräfte in äußerstem Maaße anstrengt. Ich blickte in der Richtung hin, wo ich das hörte, konnte aber trotz aller meiner Bemühung nichts sehen, obgleich ich wenigstens die glühenden Augen des Panthers erkennen zu müssen glaubte.

„Harris!" rief ich.

„Schießen Sie!" entgegnete er im Tone eines schwer Leidenden. Ich faßte meine Büchse und ging näher an die Stelle, wo ich das Athmen meines Freundes noch immer hörte.

„Haris!" rief ich jetzt noch einmal, aber ich bekam keine Antwort. Ich hörte zwar noch sein tiefes Athmen und gelegentlich einen halb grunzenden Ton, wie ihn der Mensch wohl von sich giebt, wenn er seine Körperkraft übermäßig anstrengt. Von dem Panther seinerseits hörte ich noch immer das Ziehen der scharfen, starken Klauen auf hartem Stein hin, und bisweilen ein gleichsam aus der Tiefe heraufklingendes Knurren oder Brummen, das dem lauten Athmen des Freundes zu entsprechen schien.

Es war eine Zeit unbeschreiblicher Angst und Pein für mich. Lag Harris im Sterben oder wurde er von dem Panther nur so festgehalten, wie eine Maus von einer Katze? Das Letztere schien mehr als unwahrscheinlich zu sein, fast unmöglich, denn ein verwundeter Panther spielt nicht mit seinem Gegner. Nur soviel blieb gewiß, daß Harris nicht todt war, denn ich hörte ihn ja noch stark athmen.

Da endlich sah ich die Augen des Panthers. Sie waren zwar nicht gerade auf mich gerichtet, indessen ich konnte sie doch beide deutlich unterscheiden.

„Harris," sagte ich, „ich kann jetzt seine beiden Augen sehen, soll ich schießen?"

„Ja," antwortete er in krampfhaft gespanntem Tone. „In's rechte Auge wo möglich; treffen Sie den Schädel, so streift mich die Kugel vielleicht — aber gleichviel!"

Ich zögerte nur einen Augenblick. Es war viel gewagt, aber es handelte sich ja um Leben und Tod des Freundes. Die Panther-Augen konnte ich noch immer sehen. Ich legte jetzt die Büchse an, aber in der Finsterniß konnte ich — das Rohr nicht sehen. Das war eine große Verlegenheit. Wie konnte ich so zielen? Aber während ich zu zielen versuchte, verdunkelte Etwas das rechte Auge des Thieres —das Ende meiner Büchse und nun war ich meines Schusses gewiß. Mein Finger lag am Drücker, — da bewegte der Panther den Kopf und ich konnte nicht schießen. Bald fand ich indeß die Augen wieder, ich zielte von Neuem, ich legte den Finger wieder an den Drücker und — zögerte; aber gleich darauf sagte ich mir auch, ich dürfe nicht länger zögern, was auch geschehen möge. Rasch drückte ich also ab—der Schuß knollte, aber ich war viel zu aufgeregt, als das ich hätte horchen können. Ich ließ den Kolben der Büchse auf den Boden herunter u. suchte zu athmen, denn die Brust war mir wie zugeschnürt.

Das Erste, was ich darauf hörte, war: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!"

Und gleich nach diesen Worten war Harris neben mir, doch brach er auch sofort zu meinen Füßen zusammen. Ich hob ihn auf und zog ihn aus der Höhle heraus. Die Sonne war nicht mehr sichtbar, aber die Nacht auch noch nicht eingetreten. Ein warmes Zwielicht ruhte auf der Erde und ich konnte alle Gegenstände um mich her vollkommen deutlich erkennen.

Ich wagte es kaum meinen Freund anzusehen, aber gethan mußte es endlich doch werden; er war ganz mit Blut bedeckt und sprach nicht; war er todt?

„Harris! Harris!" rief ich.

Er bewegte sich.

„Harris! Harris!"

Er schlug die Augen auf.

„Harris! Sind Sie schwer verwundet? wo?"

Ich kniecte neben ihm.

Er blickte mich matt an, doch glaubte ich in dem Blicke wiederkehrendes Bewußtsein zu erkennen.

„Wo sind Sie verwundet?"

Aechzend, nach Athem ringend, antwortete er endlich: „Verwundet bin ich nicht, ich fühle nichts, aber — erschöpft, kraftlos ganz und gar."

„Nicht verwundet!" Wie lieblich klangen mir diese Worte! Unwillkürlich kehrten meine Gedanken mehrere Jahre weit zurück — als der Arzt seinen Finger auf den Mund legte u. flüsterte–ich hatte viele lange Nächte an einem Bette, neben dem schwer erkrankten, geliebtesten Wesen gewacht. Seit jenem Augenblicke, als der Arzt mir zuflüsterte: „Fürchten Sie nichts mehr, sie wird nicht sterben!" hatte ich nichts gehört, was mich so erfreute, als die Worte des Freundes Harris: „Verwundet bin ich nicht!"

Er erholte sich auch ziemlich bald, und so konnte ich ihn fragen: „wie ist das aber möglich gewesen?"

Er meinte, ich solle warten, bis ich den Panther sehe.

Als Harris sich noch mehr erholt hatte, kehrten wir in die Höhle zurück und suchten tappend nach den Fackeln. Als wir sie gefunden, zündeten wir sie wieder an und beleuchteten den Panther; er war todt — gerade durch das rechte Auge geschossen.

„In den Rachen müssen Sie ihm sehen," sagte Harris.

Ich sah hinein und nun war Alles erklärt, denn das kurze, starke Jagdmesser des Freundes stak wie eine Stütze darin. Die Klinge war durch die Zunge gegangen und die Spitze hatte sich tief in den Schlund gebohrt, während das Ende des Hirschhorngriffs fest am Gaumen oben stak; so waren die mächtigen Kinnladen, so weit als es die Muskeln nur zuließen, auseinander gerissen und das Thier konnte sie weder weiter auseinander, noch näher zusammenbringen.

Die Sache hing so zusammen. Als Harris den Panther sah, hatte er die Geistesgegenwart sein Messer zu ziehen. Die Gewalt des Anspringens des Thieres warf ihn zwar nieder, aber im Fallen behielt er, wie er sich ausdrückte, instinktmäßig das Messer empor. In demselben Augenblicke muß der Panther den Rachen aufgerissen haben, wahrscheinlich um sein Opfer an der Kehle zu packen. Das Messer wurde rechts gehalten, d. h. mit dem Griffe über, nicht unter der Hand. Als die mächtigen Kinnladen sich öffneten, saß das Messer gerade zwischen denselben; die scharfe Spitze durchbohrte die Zunge und klemmte sich in der untern Kinnlade fest; das fühlte Harris recht gut und er suchte das Messer weiter in den Rachen hineinzuschieben; da aber die Spitze unten schon festsaß, klemmte er durch das Weiterrückwärtsschieben nur das Stielende fester an den Gaumen oben.

Der Panther suchte natürlich zunächst nichts, als sich dem fürchterlichen Schmerze in seinem Rachen zu entziehen; Harris dagegen fühlte wohl, daß seine einzige Rettung davon abhänge, das Messer so lange als möglich und trotz den Anstrengungen des Panthers da festzuhalten, wo es saß. Das Blut aus dem Maule des Thieres lief ihm dabei freilich stromweis über das Gesicht.

Als ich endlich schoß, war Harris bereits schwach geworden, der Panther aber auch. Hätte ich gar nicht geschossen, so würde Harris auch jedenfalls eben so gut weggekommen sein, denn dem Panther wäre es gewiß nicht eingefallen, seine gewaltigen Tatzen zu Hülfe zu nehmen, so lange er den fürchterlichen Schmerz in dem Rachen fühlte.

Wir versuchten jetzt das Messer aus dem Rachen zu ziehen, aber wir vermochten es nicht.

Den erlegten Panther in dem Dunkel mit fortzunehmen, konnte uns nicht einfallen, und wir kehrten allein zu den Freunden zurück, die unser Abenteuer nicht wenig aufregte.

Am folgenden Morgen zogen wir alle nach der Höhle, um das Pantherfell nicht im Stiche zu lassen. Das Thier maß sechs Fuß u. acht Zoll von dem Schwanze bis zum Kopfe, war also eines der größten seiner Art. Das Messer brachten wir nur so heraus, daß wir die Kinnladen mit einem Beile auseinander hieben.

Harris machte auf das Pantherfell Anspruch, und er besitzt es heute noch. Es dient ihm zu Zweierlei: es erinnert ihn an eine der gefahrvollsten Stunden seines Lebens, und es ermahnt ihn zur Vorsicht. Er wird sich niemals wieder in eine dunkle Höhle wagen, wenn er nicht gewiß weiß, was darin ist.

Betrogen. Ein dicker Mann war schon oft mit der Diligence von W— nach L—, aber immer unbequem sitzend, gereiset. Um es bequemer zu haben, nahm er nun auf dem Postamte zwei Plätze. Man fragte ihn, ob er sie im Diligence-Wagen selbst oder auf dem Beiwagen (ein solcher fährt immer mit) haben wolle, und er erklärte, daß ihm dies gleichgültig sei. Der Tag der Abreise erschien, und der arme Betrogene fand einen Platz in der Diligence und den zweiten auf dem Beiwagen für sich leer.

Ein kostbarer Königsmantel.

Der König der Sandwichsinseln besitzt einen Mamo (Federkriegsmantel), der so kostbar ist, daß wohl kein anderer mit dem theuersten Pelzwerk und der ausgesuchtesten Goldstickerei verzierter Kaiser- oder Königsmantel damit einen Vergleich aushalten kann. Es bedurfte einer sehr langen Zeit—der Regierung von neun Königen — ehe der Mantel vollendet wurde, der zwei Ellen lang, sechs Ellen weit ist. Der Grundstoff ist ein feines Netzgeflecht, an das die kleinen, zarten, kaum einen Zoll langen Federn von schöner hellgelber Farbe sehr geschickt befestigt sind. Die Vögel, welche zu diesem wie Gold glänzenden Mantel die Federn liefern, finden sich nur in den gebirgigen Theilen der Insel und sie zu fangen verursacht nicht geringe Schwierigkeiten. Die Jäger suchen zuvörderst ihre Nester aufzuspüren und stellen dann in der Nähe derselben Stangen auf, welche mit einer zähklebrigen Masse bestrichen sind, welche die sich darauf setzenden Vögel nicht wieder losläßt. Sie verlieren jedoch weder Leben noch Freiheit, sondern nur zwei unter den Flügeln sitzende Federn, welche allein zu dem Königsmantel tauglich und deshalb sehr gesucht und kostbar sind. Hat der Vogel diesen Tribut entrichtet, so läßt man ihn wieder fliegen, man kann aber leicht ermessen, wie schwierig neben der Arbeit die Aufsuchung des Materials zu einem solchen Königsmantel ist und kann die Vorsicht des Beherrschers der Sandwichsinseln nur loben, der, obgleich sein Mantel neu ist, doch befohlen hat, wieder mit der Anfertigung eines andern zu beginnen, da er wohl einsieht, daß man ein solches kostbares Kleidungsstück in ungleich kürzerer Zeit vertragen, als herstellen kann.

Ein eclatantes Beispiel, wie klug die Amerikaner mit der Zeit werden, giebt Loring Beace, welcher in seinem Reiseberichte über Deutschland sagt:

Wenn ich an unser so hohles Familienleben in Amerika, an die Selbstsucht und Kälte in demselben, an den Mangel an Anhänglichkeit an die Heimath und an das Streben der Kinder denke, sobald als möglich von derselben hinwegzukommen, fühle ich recht deutlich, was wir von den Deutschen zu lernen haben. Ich weiß wohl, daß wir durch Anderes in Etwas entschädigt werden; ein Knabe z. B. ist bei uns ein selbstständiger, unabhängiger Mann, wenn er in Deutschland noch am Gängelbande geführt wird; aber in unseren Städten bildet sich auch mehr und mehr ein Haschen nach aufregenden Genüssen und eine Entfremdung von den einfachen reinen Familienfreuden aus, welche nichts Gutes verkündigt. Der nur auf das Materielle gerichtete Sinn und die Leidenschaft für Geldgewinn zernagen das Herz unseres Volkes; wir sind kein glückliches Volk, denn unsere Familien sind nicht glücklich. Die Männer gehen mit unstätem, ängstlich suchendem oder abgespanntem Blick umher. Es fehlt uns Etwas, das uns die Heimath angenehmer macht, das die Kinder zusammen bindet, und in ihnen das Bewußtsein erregt, sie gehörten zu einer besondern Familie; es fehlt uns die Erkenntniß, daß der Vater, welcher sein Haus unfreundlich macht, fast so große Sünde thut als der, welcher die Religion daraus vertreibt; es fehlt uns mit einem Worte: das deutsche Familienleben.

Das Herz ist der Sitz des Lebens und des Menschen edelster Theil; — soll es aber in der Welt taugen, so muß es sein wie ein gut gesottenes Ei: — kernweich, d. i. nicht zu weich und nicht zu hart.

Das Leben des Menschen ist ein Buch weißes Papier, hüte dich andere als gute Handlungen einzutragen.

Auswärtige Agenten dieses Blattes sind folgende Herren:

G. Wm. Bader	Port Clinton, O
Carl L. Thomas	Cairo, Ill
Fred. Seeman	Oregon, Mo
Conrad Wiederhold	Saline Coal Mines, Ill
Ferdinand Rohde	Dexter, Iowa
Chas. Kramer	New Albany, Ind
Chas. D. Hoffmann	O'Fallon Depot, Ill
Fred. Dilg	Mascoutah, Ill
J. Herrod	Slate Cut, Ind
John Vogt	Central City, Ill
John Balser	Lafayette, Ind
Wm. Wachs	Evansville, Ind
Chas. Surmann, P. M	Santa Claus, Ind
C. H. Mohr	Wilmington, N. C
John Staubt	Seymour, Ind
A. Woehrlin	Carandolet, Mo
M. Reinmann	Indianapolis
Charles Argus	Madison, Ind
Wm. von Almen	Olney, Ill
Fred. Miller, jr	Vincennes, Ind
Jos. B. Kappler	Clarksville, Tenn
Bruno Großcurth	Henryville, Clarco re
Berger	Charleston, Ind
John Dorn, Friedensrichter	Cannelton, Ind
J. Kramer	Tell City, Ind
Chas Ladenburger	Dover, Ky
S. Salm	Troy, Ind
Ph Eigenmann	Rockport, Ind
Carl Jucriegel	Owensboro, Ky
Adam Spieth	Jeffersonville, Ind
L. Richter	Golconda, Ill
W. Dierschenk	Henderson, Ky
W. L. Stretter	Mt. Vernon, Ind
Adam Henneberger	Paducah, Ky
H. Appenfield	Princeton, Ind
Rev. F. H. W. Schmitz	Metropolis, Ill
Ch. Horn	Duquoin, Ill
Henry Ruth	Sommerfield, Ill
Christ. Nix, Pastor	Haysville, Ind
Caspar Schaefer	Bedford, Ind
Ed. John	Terrehaute, Ind
Geo. Schuhmann	Vandalia, Ill
Robt. Schefer	Petersburg, Va
Fried. Schaeuffele	Michigan City, Ind
Zacharias Klein	New Boston, Ind
H. A. Schröer	Buddlestown, Ind
Frank Leonhard	Tremont, Ill
Julius Polenz, 2109 Congreß Str.,	St. Louis, Mo.
Conrad Seelbach	Rockford, Ind
Henry C. Stoll	Molena, Ill